

Das Litterarische Urteil und Anderes.

Im Interesse des Publikums, der Autoren und Buchhändler.

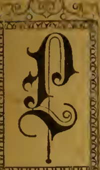
Ungeschminkte Wahrheiten von einem **Buchhändler.**

Motto:
„Das Schlechte herabzusetzen
ist Pflicht gegen das Gute, denn
wem nichts für schlecht gilt,
gilt auch nichts für gut.“
(Schopenhauer.)

Verlag.
Neugebauer'sche Buchhandlung.

Franz Pech.
Spandau.
1889.

Das



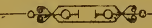
Litterarische Urteil

und Anderes.



Ungeschminkte
Wahrheiten
von einem
Buchhändler.

Motto:
„Das Schlechte herabzusetzen
ist Pflicht gegen das Gute, denn
wem nichts für schlecht gilt,
gilt auch nichts für gut.“
(Schopenhauer.)



Verlag.
Neugebauer'sche Buchhandlung.

Franz Pech.
Spandau.
1889.





Inhalt.







Über Publikum und Litteratur.

„Aus Schriften müssen Kenntnisse geschöpft, durch Schriften müssen Gedanken geweckt, durch sie muß die Phantasie bereichert und oft auch das Herz erwärmt werden.

Darum müssen Buch und Leben immer neben einander sein — das eine erläuternd und bestätigend das andere. Mit dem Lesen muß die Beobachtung der Welt und der Menschen verbunden werden. Der Geist muß sich nähren an den herrlichen Werken der Natur und derjenigen Künste, die mit unsern Bedürfnissen und und unserm Berufe in Verbindung stehen."

(Fr. Ehrenberg.)





no

Das litterarische Urteil und Anderes.

Spandau.

1889

Litterarische





Es liegt nicht in meiner Absicht, in den nachfolgenden Zeilen eine Anleitung zu geben, wie man sich ein treffendes litterarisches Urteil erwerben kann — ich schicke diese Bemerkung deshalb gleich vorweg —, sondern ich will mit ungeschminkter Wahrheit über das „allgemeine Urteil" sprechen, will Schäden, die es erzeugt, aufdecken, kurz, ich will einige Erfahrungen und Beobachtungen mitteilen, die ich hier und da gemacht.

Zwar bin ich mir bewußt, daß mir eine offene Sprache manche Feinde zutragen wird, denn die Wahrheit hört man selten gern, wenn sie verletzt; ich sage mir aber auch, daß sich nur alle diejenigen getroffen fühlen können, die einsehen, daß sie an den berührten Übeln kranken. Vielleicht — ich wähle dies Wort absichtlich — vielleicht fallen einige meiner Worte auf guten Boden und werden gebilligt, vielleicht auch erwirken sie hier und da eine Besserung, und ich will zufrieden sein. Ist der Weg auch eng und schmal, nacheinander kommt man doch zum Ziel. —

Es ist schon vielfach in Broschüren und Aufsätzen gegen unsere Litteratur und gegen unser Publikum gesprochen worden, zumeist aber lag hier eine gewisse Parteilichkeit vor und oftmals auch nur eine einseitige Kenntnis aller besprochenen Übelstände; entweder schrieb ein gekränkter Autor oder das sich rächende Publikum.

Der Buchhändler aber, der die Vermittlerrolle zwischen Autor und Publikum übernommen hat, der beiden in mancher Beziehung am nächsten steht, ist in vielen Fällen besser orientiert, weil er mit beiden Parteien eine bessere Fühlung hat, weil er das Urteil beider „unparteiisch“ prüfen kann. Darum sollen die nachfolgenden Zeilen vom Standpunkte des Buchhandels aus geschrieben werden und keinen anderen Zweck verfolgen, als schadhafte Stellen, die sich im litterarischen Urteil zeigen, aufzudecken; es kann nur da ausgebessert werden, wo etwas als reparaturbedürftig gezeigt wird. Möge sich Niemand verletzt fühlen, nur „Unwissende sind gleich über jeden Zweifel an ihrer Bildung empört, während Unterrichtete mit dem größten Behagen zugestehen können, daß der Mensch niemals auslernen könne“.

Es ist eine traurige Thatsache, daß sich selbst nur einigermaßen gebildete Menschen, die vielleicht einen gut stilisierten Brief zu schreiben vermögen, schon dazu berufen fühlen, für die geistige Nahrung des Publikums sorgen zu müssen. — Mag ein Mensch eine noch so lebhafte Phantasie haben, mag sein Geist ihm die trefflichsten Gedanken eingeben — wenn er nicht befähigt ist, seine Gedanken und Empfindungen durch Worte wiederzugeben, so soll er sie lieber für sich behalten. — Es ist zwar schwer, sein Licht unter den Scheffel zu stellen, aber es ist dennoch besser zu schweigen, als dem Publikum durch Stilübungen unreife Gedanken und krankhafte Empfindungen aufzutischen.

Emil Palleske sagt sehr treffend: „Für den Dichter als solchen gibt es keine Schule und kein Atelier. Seine Schule ist die Tiefe des einsamen Ichs und die Fülle des Lebens. In dem ewigen Wechsel dieser beiden ruht seine Schule.“

Über die Phantasie kann man nicht gebieten, und das Können läßt sich nicht erzwingen; die Leiter des Ruhmes ist glatt und von wenig Auserwählten zu erklettern, alle anderen Streber werden stürzen und einen schweren Fall davon tragen.

Kritik und Publikum zerren so lange, bis der Waghalsige ausgleitet; nur die erreichen das Ziel, denen es gelingt beiden außer Armlänge zu kommen, für sie hat alsdann die Leiter das Glatte verloren, und wenn sie auch eine Sprosse verfehlen — sie fallen deshalb doch noch nicht. Kritik und Publikum werden zuweilen unverständlich und ungerecht, sie trocknen die eingeseifte Leiter sorgsam ab und räumen dem Ringenden jede Unebenheit fort, sie heben ihn sogar gleich auf eine Sprosse, die mit dem Arm nicht mehr zu erreichen ist; dann steht der Günstling beider plötzlich dort oben allein und schaut verzweifelt um sich, weil er sein unverdientes Glück nicht fassen kann und nicht die Kraft besitzt, es zu behalten. —

Die Unlust des Publikums, Bücher zu kaufen, wird eine immer größere, täglich tritt diese Erscheinung mehr auf; es ist aber nicht immer Interessenlosigkeit an unserer Litteratur, sondern Mißtrauen gegen die Autoren, das leider vielfach von beiden gleichmäßig gefördert wird.

Die wöchentlichen Erscheinungen auf dem Gebiete der Belletristik sind unabsehbar, es wird unendlich viel gedruckt und — wenig gekauft; weil sich nun diese „Bücherfabrikation" meistenteils auf leichte Ware beschränkt, auf deren „Qualität" wenig Gewicht gelegt wird, so ist das Mißtrauen einesteils auch gerechtfertigt. Aber das Publikum krankt sehr an einem unreifen und vor allem an einem unüberlegten Urteil, dem sich alsdann Vorurteil und Abneigung zugesellen.

Das Urteil über ein Buch ist vom Publikum mit der größten Leichtigkeit gefällt, es wird ohne jegliches Bedenken gesprochen. Das Publikum fragt sich nicht, ob es die Fähigkeit, über litterarische Werke zu urteilen, überhaupt besitzt, weil eine zustimmende Antwort auf die Frage als selbstverständlich gilt. Es urteilt nach seinem Geschmack und — nach seiner Laune, aber diese Laune ist unberechenbar, weil sie ganz von der Stimmung abhängt. Der richtige Wert einer Dichtung wird in den wenigsten Fällen erkannt. Unsere Zeit liest auch

zu rasch, um das Gelesene erfassen und verstehen zu können; am liebsten wird zur Zerstreuung, zur Ausfüllung der Langeweile zur Lektüre gegriffen, nicht aber, um sich in den Geist der Dichtung ganz hinein zu leben; der innere Drang ist nur selten die Triebfeder.

„Es giebt wirklich viele Menschen, die blos lesen, damit sie nicht denken dürfen", bemerkt Lichtenberg treffend.

Solange das Publikum nicht bestrebt ist, die Bücher nach ihrem inneren Wert und nicht nur nach der „Dicke" zu kaufen — wenn es sie überhaupt kauft — wird sich unsere Litteratur niemals erholen können, es währt vielleicht nicht lange mehr, dann liegt sie in den letzten Zügen, denn das Publikum hilft mit, so viel in seinen Kräften steht, die deutsche Litteratur mehr und mehr ihrem Verfall entgegen zu führen. —

Vermöge seines Urteils sollte das Publikum die Spreu vom Weizen scheiden, man sollte verdiente Autoren aufhelfen, sie durch Anerkennung und Kaufen ihrer Bücher unterstützen, denn was hat der Verfasser vom Anstarren seiner Werke. Man sollte nicht die Preise der Buchhändler bis auf ein Minimum drücken, man sollte nicht indirekt durch ein solches Verfahren die Einnahmen der Schriftsteller beeinträchtigen, man gönne ihnen doch den Erfolg, sie wollen ja auch leben.

Aber da ist noch ein wunder, dunkler Punkt . . . Die Kritik der Presse. Dieser Angelegenheit ist ein besonderes Kapitel gewidmet; die Presse arbeitet auch mit, das deutsche „Schriftsteller-Elend" zu vergrößern.

Was durch das Begünstigen gewisser Autoren geworden ist, kann man täglich sehen. Unsere Litteratur wird seicht und süßlich mehr und mehr. Man hat es aber nicht anders gewollt.

Das freie litterarische Urteil wird vielfach von der Presse beeinflußt, denn ein großer Teil des Publikums erblickt in ihr eine Gottheit, die nie-

mals fehlen kann, deren Richtspruch auch der seine werden muß. —

Warum gelten dem Publikum die sentimentale Darstellung, das Wiedergeben krankhafter Empfindungen und seichtes Salongeschwätz, das man sogar mit geistreich zu bezeichnen sucht, oftmals mehr, als ein Werk, dessen Darstellung auf psychologisch richtigen Vorgängen basiert, in dem die Dinge nicht nach der plötzlichen Laune des Autors, sondern nach den Regeln des wirklichen Seins gestaltet sind?

Weil man anfängt, die Welt lieber so geschildert zu lesen, wie sie nicht ist, weil man das Leben unwahr oder zu sehr idealisiert dargestellt haben will, um krankhafte Empfindungen eingeimpft zu erhalten. —

Es wäre vom Autor zu wünschen, daß er die Wissenschaft von der menschlichen Seele, die sich zur Aufgabe macht, jede noch so kleine Erscheinung im Innern des Menschen zu begründen, vollständig beherrsche, bevor er schreibt, damit seine Geistesprodukte nicht — wie es leider häufig der Fall ist — so hart die Grenzen der Unnatur streifen.





Vom Urteilen.

„Urteilen aus eigenen Mitteln ist das Vorrecht Weniger; die Übrigen leitet Autorität und Beispiel. Sie sehen mit fremden Augen und hören mit fremden Ohren.“ (Schopenhauer.)







Wenn es uns daran liegt, die Urteilsfähigkeit des großen Publikums kennen zu lernen, so brauchen wir nicht die Salons, die Theater oder öffentlichen Lokale aufzusuchen, denn hier wird das Urteil sehr häufig durch äußere Umstände beeinflußt, sondern wir wenden uns nach der Leihbibliothek, jenem Institut, das für wenig Entschädigung die große Masse — die Vornehmen wie die Geringen — mit der geistigen Nahrung je nach den Bedürfnissen zu versorgen hat. Hier lernt man nicht allein das litterarische Urteil, sondern auch die verschiedenen Charaktere der Menschen kennen. Wenn man vielleicht einwendet, daß es schwer fallen dürfe, jene zu beurteilen, die aus Wissensdrang alle Bücher zu lesen bestrebt sind, die einen Einblick in dieses oder jenes Buch gewinnen wollen, um den Autor kennen zu lernen, so gebe ich zu, ein Irrewerden ist nicht ausgeschlossen, aber ich entgegne auch, daß man den Menschen nicht leichthin in der ersten Minute beurteilen darf; hier liegt gleichfalls ein oft begangener Fehler, welcher der Menge anhaftet. Hört man nicht oft einen Menschen beurteilen, dessen Bekanntschaft man vor wenigen Minuten erst gemacht hat? Es bedarf einer längeren Zeit, eines regen Verkehrs, um ein betreffendes Urteil mit bestimmter Sicherheit abgeben zu können, also ist es auch mit den Büchern und ihren Autoren. Jene Leser, die da alles verschlingen, um den Schriftsteller kennen zu lernen, nicht aber weil sie diesen oder

jenen bevorzugen und sich mit seiner Denkungsweise einverstanden erklären, sind trotzdem leicht zu erkennen. — „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist," lautet ein altes Sprichwort, variierend könnte man schreiben: „Sage mir, welche Bücher du liest, und ich will deinen Charakter erkennen." — In der Leihbibliothek offenbart sich die Bildung, der Geschmack, das Urteil und das Wissen. Und wie sieht es da oftmals mit der geistigen Begabung aus! Man muß staunen, wieviel Bücher gelesen werden, ohne verstanden worden zu sein!

Und was wird nun gelesen?

Alles! Es giebt in der That ein sehr genügsames Publikum, das kritiklos ist, dem die Urteilskraft fehlt und das ohne Bedenken und Interesse liest, um eine verlorene Stunde zu der anderen zu legen. Das Lesen geschieht nicht aus innerem Wissensdrang, nicht um den Gesichtskreis zu erweitern, sondern nur um die Langeweile zu töten. Und dann gibt es ein Publikum, das sucht und nörgelt, das ohne Bedenken sein Urteil fällt und zwar mit der größten Gewissenlosigkeit, obgleich eben dieses Publikum vielleicht befähigt wäre, über den Wert oder Unwert eines Buches zu entscheiden. Aber wie keine Regel ohne Ausnahme, so gibt es auch hier zum Glück noch ein drittes Publikum, das verständig und gerecht zu urteilen weiß.

Wie oft heißt es: Das Buch ist langweilig. — Der Verfasser hat unreife Ideen. Das spricht sich so leicht hin; wenn man aber die Frage stellt, in wiefern das Gesagte zutreffe, hört man oftmals, daß Stellen, die besonders Geist verraten, die ein tieferes Wissen verlangen, unverstanden gelesen worden sind und ein abfälliges Urteil hervorgerufen haben. Muß man nicht bedauern und beklagen, wenn es heißt: „Ich lese nur den Anfang und Schluß, vielleicht auch einige interessante Stellen um fertig zu sein und mein Urteil bilden zu können?" Fast täglich muß man diese Aeußerungen hin-

nehmen [illegible] [illegible] [illegible]elegen. Was aber soll man gar von einer Leserin — ich betone absichtlich „Leserin“, weil mir das Folgende am häufigsten durch die Frauen gesagt wurde — erwarten, die den Schluß des Buches überfliegt und dann äußert: Keine Heirat? dann lese ich die Erzählung nicht! Wäre da nicht der Vorschlag angebracht, unter den Titel des Buches gleich der Nathusius zu schreiben: Eine Geschichte, die mit der Heirat, resp. ohne die Heirat schließt? Man würde so manche Erwartung nicht enttäuschen. — Ich habe die verschiedensten Studien mit Werken von Wildenbruch, Heiberg, Bleibtreu, Eckstein 2c. 2c. gemacht und könnte mit den gewonnenen Erfahrungen viele Seiten füllen, um das leichtsinnige und das oberflächliche Urteilen des Publikums zu illustrieren.

„Der Geschmack ist verschieden“, höre ich einwenden . . . Ja, der Geschmack, selbstredend, aber das unparteiische Urteil darf auch nicht mit dem eigenen persönlichen „Geschmack“ verwechselt werden!

Eine gleichgiltige unbedachte Kritik über eine litterarische Arbeit ist leicht gesprochen, aber die Folgen, die den Schriftsteller und den Verleger treffen, lassen sich nicht so leicht beseitigen.

Man frage einmal: „Meine Gnädige, wie gefällt Ihnen der Kaffee oder der Thee?“ und man wird sehen, daß das Urteil mit Ueberlegung und größter Gewissenhaftigkeit abgegeben wird. Aber das Urteil über ein Buch? Es liegt gleich auf der Zunge, man übernimmt ja so wenig Verantwortung. Und doch sollte sich das Publikum einmal klar machen, daß es dem Autor durch eine unverdiente ungünstige Aussage einen größeren Schaden zufügt, als dem Kaufmann durch mißliebige Beurteilung seines Kaffees oder seiner Heringe.

Die Lektüre eines Buches darf niemals mit einem ungünstigen Vorurteil begonnen werden, es muß unparteiisch gelesen werden, denn sonst kann das Urteil unmöglich ein treffendes werden.

Nun komme ich zu einer besonderen Kategorie von Menschen, es sind jene, die überhaupt kein Urteil haben, sondern die nur nachplappern, was sie von anderen gehört haben. Sie sind gleich mit sich fertig und haben ihr unreifes Urteil auf der Zunge. Ja, es geht noch weiter . . . Ich möchte hier ein Bild aus der Praxis anführen.

Vor nicht langer Zeit wurde in einer Gesellschaft über die Romane eines neueren, vielfach angefochtenen Autors gesprochen, man opponierte gegen anerkennende Äußerungen und brachte die wunderlichsten Ansichten zu Gehör, die Folge war, daß eine gewisse Erregung entstand. Da plötzlich wandte sich das Gespräch. Ein Herr fragte eine ihm zunächst sitzende Dame und bat um Auskunft, welche Erzählung sie denn gelesen. „Ja, gelesen habe ich keine!" erwiderte sie mit der größten Gleichgiltigkeit, als müsse es so sein, „aber man sagt ja allgemein . . ." und der Chor echote ihre Aussage nach. Das „man sagt" hatte auch hier seine Anhänger gefunden. Kann man sich da noch über so manches sonderbare Urteil wundern?

Unter vielen Belegen will ich noch die nachstehende Thatsache herausgreifen. — Vor kurzer Zeit lieferte mir ein Schriftsteller einen Beitrag, der beweist, wie gerne das Publikum sogar unaufgefordert urteilt, selbst, wenn es das Gelesene nicht verstanden hat. Vor zwei Jahren erschien von dem betr. Litteraten eine kleine, sinnige Weihnachtsgeschichte, die den Zweck hatte, bei einer Weihnachtsbescheerung als Geschenk zu dienen. Die Erzählung trug den Titel: „Ein verwehtes Blatt" und behandelte eine Szene aus dem Leben eines Arbeiterkindes, das am Christabend seine Mutter durch den Tod verliert, in seiner Verlassenheit aus der Wohnung entflieht und durch die Straßen der Stadt läuft, die Passanten um eine Gabe bittend, um den nagenden Hunger zu stillen, ohne aber mitleidige Seelen zu finden im zugigen Winkel eines Hauses Schutz für die müden Glieder und gegen die Kälte sucht und dort seinen

Tod findet. Die kleine Broschüre war, da sie nur wenige Seiten umfaßte, ungeheftet in einen losen Umschlag gelegt und fand allgemeine Anerkennung. Von vielen Seiten — nicht nur von befreundeten — erhielt der Autor Urteile, unter denen zwei besonders auch Bezug auf den Titel nahmen. Das eine — von einem Herrn — lautete: „... Hoffentlich erlebt Ihr „Verwehtes Blatt" noch eine zweite Auflage und erscheint dann nicht als „verwehtes", sondern als „gebundenes" Blatt ..."

Das andere — von einer Dame herrührend, die den Brief nicht unterzeichnet hatte:

„... Ihre kleine Erzählung ist herzrührend und innig. Gerade jetzt in der Weihnachtszeit wird man tief davon ergriffen und angespornt, dem Elend armer, verlassener Kinder nach Kräften zu steuern. Ihr verwehtes Blatt wird kein verwehtes sein, sondern an mancher Stelle haften ..."

Das heißt richtig übersetzt: Ihr im Elend untergegangenes Kind wird kein untergegangenes sein ꝛc. Auch hier war selbst die Auffassung des Titels eine falsche; oder sollte sich diese Dame, nur um das Wortspiel anwenden zu können, eine Blöße ihrer geistigen Begabung gegeben haben?

Viele Leser wählen ihre Lektüre nur nach dem Titel, je verlockender und verheißender er ist, dosto eher findet das Buch seine Abnehmer. Wollte jetzt ein unbekannter Autor beispielsweise einen Frauennamen als Titel wählen, wie es früher oftmals vorkam, so dürfte das Buch schwerlich Berücksichtigung finden. Ein besonders zugfähiger Titel ist in der Jetztzeit: „Gift" in allen Variationen, tropfen- oder löffelweise gegeben. Ich erinnere mich, daß der Kielland'sche Roman „Gift" meistenteils seines Titels wegen gelesen wurde.

Natürlich giebt es unendlich viel Lektüre, die nur zur Zerstreuung dient, die kein Nachdenken erfordert und den Geist nicht etwa aufrüttelt; und noch eine andere — die das Einschlafen fördert. Unendlich viele „Litteraturfreunde" holen

sich nur ihre Bücher, um das etwaige Schlafpulver zu ersparen . . . Es ist ja auch Stoff die Fülle da, der seinen Zweck als „Schlafbeförderungsmittel" erfüllt und die Leser dieser Bücher sind vielleicht die dankbarsten, wenn auch jenes Lob den Schriftstellern wenig schmeicheln kann; aber so entsteht oft ein unangebrachtes, gutes Urteil über ein Buch, das nicht gelesen zu werden verdient! — — —

Viele Litteraten und manche Verleger sind entschiedene Gegner der Leihbibliothek, und doch ist es gerade diese, die am meisten Litteratur unter die Leute bringt, sie ist geradezu — ein Bedürfnis. Ein großer Reformator wollte sich vor nicht langer Zeit ein Verdienst um die deutsche Litteratur erwerben, indem er die Leihbibliotheken zu besteuern gedachte, aber diese fühlten durchaus nicht das Bedürfnis, sich den Anschauungen des kühnen Schriftstellers anzupassen. Herr Oskar Welten hat denn auch nichts mit seinem verlockenden Projekt — das übrigens sehr die Reklame verriet — erreicht, obwohl jedes seiner Bücher die Bezeichnung trug: das gewerbsmäßige Verleihen ist verboten, und obwohl er im Übertretungsfalle das Gesetz anzurufen drohte. Es sind wohl nur wenig Leihbibliotheken gewesen, die sich für 2 Mark pro Band das Recht des „gewerbsmäßigen" Verleihens erkauften. Seine Bücher — obwohl sie verlockende Titel, wie „Nicht für Kinder" und „Buch der Unschuld" trugen und Erzählungen, wie „Die jungen Hunde" enthielten — konnte jede Leihbibliothek entbehren und wenn hier oder da nicht, so fanden sich auch andere Wege, um seine Bücher billiger selbst als die Ausgabe, die das „gewerbsmäßige" Verleihen verbot, zu erwerben. Ja, wenn unsere Rezensenten ihre Bücher nicht gleich zum Antiquar brächten und es keine Radiermesser gäbe, die jenes Verbot sorgfältig verwischten, hätten die Leihbibliotheken vielleicht überhaupt keine Exemplare gehabt. Ich erinnere mich, daß ich damals, wenn ich überhaupt Welten'sche Bücher vorfand, nur Exemplare sah, die das ausradierte oder durchstrichene Verbot trugen.

Daß das Publikum wenig Bücher — garnicht zu reden von den Werken unbekannter Verfasser — kauft ist schon eine alte Thatsache; wie würde es nun aber sein, wenn plötzlich alle Leihbibliotheken eingingen? Würde da nicht das Bekanntwerden eines jungen Schriftstellers noch mehr unterdrückt? — Es hält schon schwer, das Werk eines Neulings in der Litteratur dem Publikum „leihweise“ in die Hand zu drücken, wieviel schwerer würde es aber sein, sogar zum Kaufen dieser Bücher zu animieren. Man beobachte einmal das Publikum in der Leihbibliothek, um sich selbst ein Bild vom Auswählen der Bücher schaffen zu können.

Die Herren Autoren und Verleger sollten doch nicht etwa glauben, daß von 50 Lesern eines Buches auch nur drei das Buch gekauft hätten. Bücher, die viele Interessenten und vor allem Autoren „von Ruf“ zu Verfassern haben finden natürlich mehr Käufer — wenn die Leihbibliothek erst für sie Propaganda gemacht hat, den Beweis können verschiedene Werke liefern; das Mißtrauen des Publikums läßt es nun eben nicht zu, die Katze im Sack zu kaufen.

Aber würden nun sämtliche öffentlichen Leihbibliotheken, die das „gewerbsmäßige“ Verleihen betreiben, ihr Geschäft schließen, um die Herren Autoren und Verleger nicht zu schädigen, dann ständen die Privatlesezirkel noch mehr in Blüte, ist denn etwa damit gedient? Schade, daß man nicht auch für diese eine Steuer finden kann.

Wie ungern das Publikum überhaupt für die Litteratur zahlt, sieht man an der Unsitte, Bücher an die ganze Verwandtschaft, an den ganzen Bekanntenkreis zu verleihen und dann die Gebühr für vielleicht „eine“ Woche zu zahlen; dieser Umstand ist besonders fühlbar, sobald ein neues Buch erschienen ist. In großen Städten ist man rücksichtslos und rächt sich durch die reglementsmäßige Forderung, aber wie sieht es in kleinen Städten aus, wo der Sortimenter oder Leihbibliothekar mehr oder minder mit dem Publikum in abhängiger Verbin-

dung steht? — — Es werden sogar der Leihbibliothek entnommene Bücher für Vereinszwecke ausgenutzt, indem man sie der Vereinsbibliothek auf einige Wochen einverleibt. Diese Thatsache bemerkte ich wiederholt in Berlin, die Bücher wurden sogar mit dem Vereinsstempel versehen zurückgegeben.

„Das ist der alte Bettelfluch,
Das Elend unsrer Büchermessen:
Ein Dutzend Deutscher liest aus *einem* Buch,
Wie Bauern aus *einer* Schüssel essen!"

Wenn man die Leistungsfähigkeit der Leser beobachtet, so muß man staunen; daß es möglich ist in einem Tage fünf bis sechs Bände zu verdauen — man verzeihe mir dies Wort, aber es trifft zu — sollte man kaum glauben. Bei dieser Vielleserei muß das litterarische Urteil unter Null sinken und es kann folglich keinen Wert mehr haben. Beda Weber sagt treffend: „Diese verschlingende Schnellleserei macht weichlich, phantasiekrank, weltunzufrieden und verzehrt das beste Öl des Geistes in kläglicher Einbildung und Eitelkeit. Denn diese allein ziehen Nutzen daraus, und das beste Buch, weltflüchtig gelesen und schlecht verdaut, setzt nur den Teufel in die Seele."

Zum Schlusse möchte ich dem Publikum noch einige Worte zur Beherzigung zurufen: *Bevor man ein litterarisches Urteil abgiebt, prüfe und überlege man reiflich, ob man auch mit seinem Gewissen die Meinung vertreten kann ... man enthalte sich des Urteils, wenn man unfähig ist zu urteilen, trotzdem man seine Eitelkeit vielleicht verletzt, und tröste sich mit den Worten Gutzkow's: „Nicht dein Nichtwissen giebt dir den Schein der Intoleranz, sondern nur die Art, wie du dein Nichtwissen zu verdecken suchst. Schweige! — Mancher wird doch vielleicht glauben, du verständest die Sache, wovon gesprochen wird."*





Buchhandel und Publikum.

„Buchhandel und Publikum sollten stets Fühlung mit einander behalten, jener bringt Wissenschaft, Geist, Bildung unter die Leute, und das Publikum sollte daher dem „richtigen“ Vertreter der Litteratur auch unbeschränktes Vertrauen entgegenbringen.“

„Bücher schreiben ist leicht, es verlangt nur Feder und Tinte und das geduldige Papier. Bücher zu drucken ist schon schwerer, weil oft das Genie sich erfreut unleslicher Handschrift. Bücher zu lesen ist noch schwerer von wegen des Schlafs. Aber das schwierigste Werk, das ein sterblicher Mann bei den Deutschen auszuführen vermag, ist zu verkaufen ein Buch.“

(Felix Dahn.)







Es waren schöne Zeiten, als noch der Buchhandel auf seiner glänzenden Höhe stand, als er noch das war, was er sein soll . . . Tempi passati . . . Findet man denn noch einen schwachen Abglanz jener alten Herrlichkeit? . . . Zum Glück haben wir noch kräftige, energische Stützen, die den alten Traditionen treu bleiben, und auf diese Stützen wollen wir unser Augenmerk richten, zu ihrer Fahne schwören, in ihrem Sinne handeln und für die alte gute Sache kämpfen . . .

. . . Der Buchhändler hat einen edlen, beneidenswerten Beruf, er nimmt in der Gesellschaft, im öffentlichen Leben eine nicht zu unterschätzende Stellung ein, es werden große Anforderungen an ihn gestellt, und man erwartet, daß er sie erfülle; er muß ein klares Urteil haben, muß in litterarischen Angelegenheiten den Ausschlag geben können, wenn er nicht sein Ansehen einbüßeu will; er soll auch in der Wissenschaft kein Fremdling sein. Hierzu gehört aber nicht nur Begabung, sondern auch gediegenes Wissen. Hoffen wir, daß diese Ansicht ein jeder Buchhändler von seinem Stande haben und behalten möge.

Wenn ich es unternehme, durch eine allgemein verständliche Darstellung über jetzige Verhältnisse im Buchhandel auch dem Publikum einen Einblick in dieselben zu schaffen, so geschieht es nur im besten Interesse für den Stand. Ich habe oft genug vom Publikum erfahren müssen, daß es falsch über den Buchhandel gedacht und geurteilt habe, daß der Buchhändler

von heute oftmals nicht mehr das sei, was er früher war. Ich gebe zu, das Publikum konnte in manchen Fällen nicht anders denken. Meine Zeilen sollen nun darlegen, unter welchen Umständen sich häufig erwähnte Übelstände einschleichen konnten, und ich hoffe, daß man meine Darstellung nicht falsch aufzufassen bemüht sein werde. —

Der Buchhändler hat die Aufgabe, die Litteratur dem Publikum zu übermitteln, und hierbei muß er gleich der Kritik mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit verfahren. Er selber muß — so weit es angeht — prüfen, muß die Spreu vom Weizen scheiden und dem Guten den Weg ebnen helfen.

Nun haben sich aber gar viele Elemente in den Buchhandel geschlichen, die durchaus nicht den Drang hegen, als Beschützer der Litteratur aufzutreten, einmal, weil sie nicht die vom Buchhändler verlangte Bildung besitzen, zweitens, weil sie nur von der Gewinnsucht getrieben werden. Vom Buchhändler verlangt man, daß er vermöge seiner Bildung und seines litterarischen Urteils das wirklich Gute empfehle und sich bemühe, es zu vertreiben, dafür ist er eben Buchhändler und nicht das, was man unter Kaufmann versteht, wie auch ebensowenig sein Geschäftsbetrieb sich mit dem des Kaufmannes gleicht.

Nun wird man mir von buchhändlerischer Seite vielleicht entgegnen: Wir müssen bei der Überfüllung unseres Standes auch danach trachten, Gewinn zu erzielen, wir müssen die Litteratur nicht allein nach der Güte, sondern auch nach dem meisten Gewinn, den sie bringt, vertreiben, sonst untergraben wir unsere eigene Existenz. Nun wohl, wenn alles im gehörigen Maßstabe geübt würde, so müßte man sich — wie die Verhältnisse einmal liegen — dennoch zufrieden geben, aber das Interesse für die Litteratur hört allmählich mehr auf. —

Wie ist in einzelnen Buchhandlungen der Geschäftsbetrieb? Der Buchhändler legt sich allein nur auf den Vertrieb solcher

Werke, die ihm den höchsten Rabatt, also den größten Gewinn gewähren; neuere Autoren, garnicht einmal zu sprechen von Anfängern, werden wenig Gnade finden, wenn ihre Werke nicht den großen Gewinn an der Stirn tragen. Mir liegen zahlreiche Beweise vor, wie wenig dankbar die Rolle ist, die Verleger durch das Drucken der Werke neuerer Autoren spielen, wenn die Erzeugnisse nicht durch einen hohen Rabatt und die „Quantität“ des Gebotenen locken. „Es ist eben ein Zeichen der Zeit, das Publikum kauft keine Bücher“, heißt es . . . Aber man besehe doch auch in erster Linie die Kehrseite und trachte die Ursache zu ergründen. Das Publikum ist auch vom Buchhandel mißtrauisch gemacht!

Der Buchhändler muß ein gebildeter Mensch sein, wenn er der Litteratur nützlich, dem Publikum dienstlich sein will. Wenn nun aber ein Mensch ohne besondere Rücksicht auf die allgemeine, gediegene Vorbildung, wenn er — und dieser Fall steht nicht vereinzelt da — nicht aus Liebe und Interesse für die Litteratur den Beruf des Buchhändlers ergreift, sondern weil er eben nichts anderes zu beginnen weiß, dann kann man sich nicht wundern, „Buchhändler“ hier und da zu treffen, die ihrem Stande wenig Ehre zu machen wissen. — Von diesen Buchhändlern aber kann man nicht erwarten, daß sie für Litteratur und Publikum fördernd wirken. Ich könnte eingehender über die Buchhändlerbildung, wie man sie erwartet, sprechen, ich könnte darlegen, wie man sie heute oftmals beschaffen findet, aber ich will hier nicht etwa parteilich scheinen und mir den Vorwurf machen lassen, über den eigenen Stand Ansichten ins Publikum getragen zu haben, die nur ganz verstanden werden können, wenn eine weitgehende Klarlegung geboten wird. Nur erwähnen möchte ich hier und allen Buchhändlern noch ins Gewissen rufen, nur geistig gut veranlagte Zöglinge, die eine gute Vorbildung besitzen, aufzunehmen und auszubilden, nur so kann der Stand ganz zu Ehren kommen. Es leidet der wirkliche, gebildete Buch-

händler schwer unter der Last seiner unwürdigen Kollegen. — Aber genug hiervon, ich komme jetzt zur Rabattfrage, dem Schmerzenskind des Buchhandels, das er infolge der „schneidigen" Konkurrenz geboren.

Der Verleger setzt für seine Erzeugnisse einen bestimmten Preis an, von dem der Sortimenter — als Vermittler zwischen Verleger und Publikum — einen bestimmten Rabattsatz genießt, der gerade hinreicht, daß der Buchhändler in Ehren bestehen kann. Mit der Zeit ist es nun dahin gekommen, daß dem Publikum von diesem Preis ein Rabatt gewährt wird — natürlich infolge der Geschäfts-Überfüllung —, die Sortimenter in der Provinz leiden am meisten darunter, weil von dem geringen Verdienst auch noch die hohen Spesen gedeckt werden müssen. Das Rabattunwesen hat sich aber — wie vorauszusehen war — mehr und mehr gesteigert, ein Buchhändler überbietet den anderen. Es sind nun Vereine gebildet, die einen bestimmten Rabattsatz vorschreiben, über den nicht hinausgegangen werden darf, wenn sich der Zuwiderhandelnde nicht der Gefahr aussetzen will, daß ihm von den Verlegern der Rabatt gekürzt oder gar die Bücher gänzlich entzogen werden. Das ist ganz gut und schön, aber es stehen noch die Schleichwege offen, das Unterbieten blüht noch fort. Es ist für den ganzen deutschen Buchhandel ein bestimmter Rabattsatz festgesetzt, mit der größten Unverfrorenheit bieten aber einige Handlungen 15 % und mehr aus, das sind die „Schleuderfirmen", die ihre bestimmten geheimen Quellen für den Bezug ihrer Bücher haben. Gegen diese Firmen sind die Vereine — trotz ihrer energischen Thätigkeit und lobenswerten Bestrebungen — leider bis jetzt ziemlich machtlos geblieben. Und nun noch eine andere Kategorie dieser Buchhändler, das sind die heimlichen Schleuderer, diese geben oft 20 und mehr Prozent Rabatt, indem sie mittelst Radiermessers und Scheere neue Bücher „antiquarisch" machen und — verschleudern, *also* stets eine Deckung haben, hinter

der sie sich verschanzen, wenn ihr Treiben ans Licht kommen sollte. Hoffentlich schaffen die Vereinsbestrebungen mit der Zeit auch hier eine Besserung.

In Nr. 242 der Vossischen Zeitung vom 27. Mai v. J. befand sich ein Artikel, der das Publikum über die erwähnten Rabattzustände und über die Thätigkeit der Vereine informieren sollte; in dieser Darstellung, die eine Unkenntniß der Sachlage verriet, hieß es nun über die Folgen der Rabattkürzung für die „Schleuderer“:

„. . . So wurde ein System des Boycottierens ins Leben gerufen, das die meisten der Geächteten zur Unterwerfung zwang und das Prinzip der Gewerbefreiheit innerhalb des Buchhandels aufs äußerste gefährdet. Der Hinweis, daß dies Verfahren die freie Entfaltung der Thätigkeit verhindere, daß es die Ausdehnung der Geschäfte einschränke, die kaufmännische Energie lähme, und daß es die geschäftliche Heuchelei groß ziehe, blieb unbeachtet . . .“

Ich möchte hier einige treffende Worte der Entgegnung auf genannten Artikel, die sich in Nr. 148 der Post vom 3. Juni v. J. befanden, anführen:

„. . . Von der Aufrechthaltung der vom Verleger festgesetzten Ladenpreise hängt aber noch weit mehr ab, als Uneingeweihte meinen. Wenn nämlich denjenigen Sortimentern in Berlin, Leipzig oder sonstwo, welche prosperieren durch Ruinieren ihrer Kollegen, nicht das Handwerk von Vereinswegen gelegt wird, so werden die Buchhandlungen in der Provinz mehr und mehr verschwinden oder in die Hände von Leuten kommen, welche dem Publikum gar keine litterarischen Berater mehr sein können; es wird eintreten, was z. B. in Frankreich zum großen Schaden für Litteratur und Volk der Fall ist, daß die Provinzen litterarisch veröden. Und glaubt denn der Korrespondent der „Vossischen“, daß es für die Gelehrten und Schriftsteller, namentlich die jüngeren, welche sich erst einen Namen machen wollen, gleichgültig sei, ob in 1000

deutschen Orten intelligente Sortimentsbuchhändler wohnen, welche sich für den Vertrieb ihrer neuen Bücher interessieren, oder ob der Bücherverkauf in die Hände weniger großstädtischer Firmen gelangt, die sich bei ihren Maßnahmen absolut nur von der Frage leiten lassen: bei welcher Buchwaare verdiene ich am meisten.

Es sind also indirekt sowohl das Publikum wie die Schriftsteller an der Aufrechthaltung der Ladenpreise ebenso interessiert, wie es der Gesamtbuchhandel direkt ist; und wenn sich die Buchhändler nun endlich aufraffen, sich ihrer Haut zu erwehren gegenüber einzelnen Firmen, deren Weizen auf den Trümmern der jetzigen buchhändlerischen Organisation erst recht blühen soll, so kann man ihnen nur den besten Erfolg wünschen und sich freuen, wenn es dem Börsenverein der deutschen Buchhändler gelingt, durch eine Statutenänderung seinem Vorstand Waffen in die Hand zu geben, schneidig genug, nun von unsoliden Genossen das zu erzwingen, was mangelnder Gemeinsinn diese verhindert von selbst zu thun, nämlich dem geschäftlichen Egoismus gewisse Schranken zu setzen. Und wenn man nun meint, „solche Prinzipien lähmten die kaufmännische Karriere", so ist das ein Vorzug, denn Energie in diesem Sinne heißt mit ihrem wahren Namen: schnöde Rücksichtslosigkeit, und diese soll gelähmt werden."

Wie handelt nun aber das Publikum in den meisten Fällen?

Wenn es ins Restaurant geht um ein Glas Bier zu trinken, legt es stillschweigend 5 oder 10 Pfg. als Trinkgeld für den Kellner zu dem zu zahlenden Betrag, weil es sich geniert ohne diese freiwillige Steuer zu gehen und — weil es Sitte ist. Mit der Litteratur ist das aber etwas ganz anderes, da muß der Preis gedrückt werden, das ist „anständig", denn besonders schönwissenschaftliche Litteratur ist ja überflüssig — obgleich sie das Gegenteil ist — der

Nutzen, der vielleicht daraus gezogen ist, wird nicht gerechnet. Man verlange doch einmal im Restaurant von seiner Zeche Rabatt, statt eine Trinkgeldsteuer freiwillig zu zahlen, aber da würde man sich freilich eine Blöße geben.

Dem Publikum einen Vorwurf zu machen, daß es den freiwillig gewährten Rabatt, den der Buchhändler nach den bestehenden Vorschriften bieten kann, annimmt wäre widersinnig, aber das Publikum sollte sich auch mit diesem Rabatt begnügen und nicht einen noch höheren verlangen, um den um seine ehrliche Existenz ringenden Buchhändler, der seinen Verdienst haben muß, wie jeder andere Verkäufer, zu zwingen, auch die letzten Prozente, die er für seine Bemühungen erhält, „abzudrücken".

Ist dieses Feilschen etwa edel?

Müssen diese Zustände nicht auch rückwirkend auf die Litteratur und die Schriftsteller sein?

Das Publikum würde der Litteratur und den Buchhändlern einen anerkennenswerten Dienst leisten, wenn es sich angelegen sein ließe, mit dem freiwillig gewährten Rabatt derjenigen Buchhändler zufrieden zu sein, die nicht den „stolzen" Namen „Schleuderer" führen . . . .

Zum Schluß noch ein Berliner Straßenbild, das eine Illustration zu dem Schleuderwesen bietet.

„Ein gar heiß ersehntes Land ist dasjenige der Schlaraffen". . . wir alle haben jenes Märchen gelesen, Wonneschauer überrieselten uns, heißes Verlangen glänzte in den Augen, wenn wir von dem großen Kuchenteig hörten, durch den man sich essen müsse, um in jenes Land der gebratenen Tauben zu kommen. Sogar genau der Weg war angegeben, schwarz auf weiß stand es im Buche zu lesen . . . „Dieses gepriesene Gebiet liegt drei Meilen hinter Weihnachten, und der Weg dorthin führt erst rechts, dann links oder auch umgekehrt." Nun, mit der Zeit scheint das gelobte Land wieder näher zu rücken, vielleicht liegt es später unmittelbar vor

dem Weihnachtsfest. Man braucht sich nur die Läden anzusehen, werden die schönen, verlockenden Waren nicht zu Spottpreisen feil geboten? verheißen nicht große Plakate die wunderbarsten Geschenke und den höchsten Rabatt? kommt nicht vielleicht, wenn es so weiter geht, eine Zeit in der man überhaupt alle jene schönen Sachen geschenkt erhält?

Der Pfefferkuchen machte bereits den Anfang. „Bei Einkäufen von 3 Mark erhält man 1 Mark Rabatt"; schon wochenlang vor Weihnachten wurde es in Berlin in der Leipzigerstraße verkündet, im nächsten Jahre gelangt man vielleicht in die Verkaufshalle, indem man sich durch eine Pfefferkuchenthür essen muß . . .

Und nun mit den Büchern?

Es steht zwar nicht in der schönen Geschichte, aber wer weiß, vielleicht gab es auch damals schon welche.

Wer im vorigen Jahre in den Tagen vor Weihnachten die Friedrichstraße passierte erhielt wunderniedliche Kärtchen zugesteckt, auf denen verheißungsvolle Worte standen:

„Wer folgendes Rätsel löst, erhält bei Einkäufen von 1 Mark — die „1 M." war nachträglich in 3 M. umgeändert, metamorphosiert sich aber jedenfalls später wieder in die ursprüngliche Zahl, ich meine, wenn das Schlaraffenland wieder näher gekommen ist — also: wer folgendes Rätsel löst erhält bei Einkäufen von 3 Mark an eine reizende Jugendschrift im Werte von 1 Mark gratis." Nun, originell ist das keineswegs, ich erinnere nur an den Pfefferkuchen, neu ist aber jedenfalls, daß die Litteratur bereits auf gleicher Stufe mit dem Pfefferkuchen steht.

Das Rätsel war ein allbekanntes, dessen Lösung jedes Kind weiß. Ob der „erfinderische" Buchhändler nicht auch ein Rätsel erfinden konnte? oder ob er den Passanten gewissermaßen nur eine Gabe von 1 M. in die Hand drücken wollte? Ich glaube das letztere. Das Publikum muß doch wirklich glauben, der Buchhändler verdiene immer noch genug, und

die „Preisdrückerei“ steht wieder in Blüte. Wie aber die „reizende“ Jugendschrift beschaffen ist? Man untersuche nur und beruhige sich nicht mit dem Sprichwort: Einem geschenkten Gaul sieht man nicht ins Maul. —

Bei einem auf solche Weise gemachten Weihnachtsgeschäft lacht doch nur der Jugendschriftenverleger ins Fäustchen, der alle jene „schönen“ Schriften für die liebe Jugend „fabriziert“, wenn es auch auf Kosten derjenigen Verleger geschieht, die der Jugend eine wirklich gute geistige Nahrung bieten und ihre Artikel nicht für Schleuderpreise ausbieten. Wenn die „Bücherramscherei“ und das „Schleudern“ sich so weiter entwickelt, dann . . . dann ist vielleicht bald das Schlaraffenland zu sehen. Vielleicht lautet dann eine auf der Straße zur Verteilung gelangende „Buchhändlervisitenkarte“: Wer ein Buch im Werte von 1 M. kauft, erhält eine Klassikerbibliothek — 57 elegant gebundene Bände statt für 24 M., wie sie die oben erwähnte Firma anno 1888 ausgeboten hat, — gratis. Ob das zieht? . . . Nous verrons.







Moderne Kritiker.

„Speiende Lobeshudelei!
Das Buch ist eine Sudelei!“
O Freund, mit Pauken und Bumbum
Lockt man das Jahrmarkts-Publikum.
Sind die Buden erst abgeschlagen,
Wird kein Mensch nach den Gauklern fragen.“

T. R. (Flieg. Blätter.)







Das öffentliche Urteil der Presse über litterarische Erscheinungen ist in manchen Fällen ein ganz unzutreffendes, aus dem einfachen Grunde, weil viele Rezensenten überhaupt kein litterarisches Urteil haben; sie setzen sich auf das hohe Pferd und geruhen ganz nach ihrer Laune einen Schriftsteller — in der Regel sind es Neulinge — nach allen Regeln der mühsam erlernten „Kunst" zu „verreißen", wenn sie es nicht vorziehen, durch Totschweigen das Aufkommen eines Litteraten zu verhindern. Das Zerstückeln und Zerfetzen des Autors ist für die Leser ja weit interessanter, als die eingelernte Phrasendrescherei gewöhnlicher Lobhudelungen, das Wiederkäuen eines leeren Wortschwalls, der oftmals selbst nicht vom Rezensenten verstanden wird. Aber auch bewährte Autoren sind nicht sicher, auch an sie wagen sich diese gewissenlosen Redakionsschmarotzer und fangen an, ihre geistlosen Phrasen und ihre faden Witzeleien zu üben, selbst, wenn sie sich auch eine Blöße damit geben sollten.

Leider macht das Publikum zu selten Front, gegen derartige Kritiken, ja es glaubt diesen Kritiken, weil es schwarz auf weiß vor seinen Augen liegt, man freut sich sogar, wenn an dem „Verrissenen" kein ganzer Fetzen mehr geblieben ist.

Blätter, die nicht in der Lage sind, sich gebildete und zum Urteilen befähigte Leute halten zu können sind zufrieden mit zugelaufenem Volk, das die Spalten mit füllen helfen

muß. Wie nun diese Pseudo-Litteraten verfahren, zeigen die Zeitungen täglich. Man vergleiche einmal mehrere Urteile über ein Buch mit einander, wieviel entgegengesetzte Meinungen sind da vertreten, und wie gleichlautend ist der Wortschwall des Lobes und Tadels, wie albern und nüchtern ist dieses nachgekaute Wortgeklingel.

Es gehört jetzt aber auch neuerdings zur modernen Kritik, nicht nur ein Werk zu „verreißen", sondern den Autor selbst möglichst aus sicherem Versteck mit Schmutz zu bewerfen. Wehe, wenn ein dunkler Punkt in der Vergangenheit des Autors aufgefunden ist, alles wird an's Licht gezogen, aus der Fliege metamorphosiert sich ein Elefant, und reicht das noch nicht hin, so wird je nach Willkür und Erfindungsgabe des Kritikers etwas dazu gedichtet. Ich erinnere mich, daß vor nicht langer Zeit der Rezensent eines Blattes über einen jungen Autor, der ihm persönlich in irgend einer Weise zu nahe getreten war, mit Wollust herfiel und kein gutes Stück an ihm ließ, er zerrte seine ganze Vergangenheit an's Licht, er ging sogar noch weiter, indem er sich über die Körperbildung des Autors amüsierte. Das ist eine litterarische Kritik der Gegenwart! Und das Publikum freut sich und kauft rasend die Nummern des Blattes, die dieses absurde Gewäsch enthalten. Die Skandalsucht war wieder einmal befriedigt worden.

Manche Kritiker können sich überhaupt kein Urteil bilden, sondern versuchen auszuhorchen, wie das Publikum denkt und urteilt. La Bruyère sagt:

„Sehr viele merken wohl, daß ein ihnen vorgelesenes Manuskript seine Verdienste hat, vermögen sich aber nicht eher darüber günstig auszusprechen, als bis sie gesehen haben, welchen Anklang es beim Publikum nach dem Druck oder welches Schicksal es bei dem Kenner findet. Sie wagen ihr Urteil nicht daran, sondern wollen von der großen Masse getragen und vom Volke mit fortgerissen werden, dann sagen

sie, sie hätten von vornherein dieses Werk anerkannt und das Publikum bestätige ihre Meinung."

Wie sollte nun aber der Kritiker — ich meine natürlich den wirklichen — ein Buch besprechen?

Der Kritiker sollte sich in erster Linie fragen, bevor er ein Urteil fällt, ob seine Kenntnisse hinreichen, um über das zu besprechende Buch oder Thema überhaupt urteilen zu können, und zwar ohne persönliche Interessen und nur mit größter Gewissenhaftigkeit; alsdann sollte er mit Ernst, wenn der Autor gefehlt oder geirrt, diesen auf seine Schwäche aufmerksam machen und vermöge seines Wissens belehren.

Nur so kann eine Kritik Wert haben. Wo es erforderlich ist, kann der Rezensent auch schärfer vorgehen, er kann das Publikum warnen und dem Verfasser mit begründeten Worten entgegentreten, nie aber sollte er vergessen, in dem Schriftsteller einen Menschen vor sich zu haben, der fehlen und vergebens streben kann.

Die „moderne" Kritik, die sich im Verreißen übt und bei jeder Gelegenheit ihr überlegenes Können und Wissen — das leider häufig überhaupt fehlt — auf Kosten des unter ihren Federstrichen blutenden Autors herausbeißt, sollte vom Publikum verpönt und verachtet werden, um so mehr, da es häufig genug Gelegenheit hat, hinter die Kulissen der Redaktionen zu blicken und erkennen kann, nach welchem Rezept oft Rezensionen „fabriziert" und von welchen Intensionen die modernen Kritiker geleitet werden.

B. M. W. Koch stellt mit so trefflichen Worten die „Mache" unserer modernen Kritik in seiner Schrift „Rezensenten-Ungebühr"*) dar, daß ich nicht umhin kann, seine eigenen Worte hier anzuführen.

„Die rezensierenden Litteraten gewöhnlichen Schlages, diese Mitglieder des vierten Standes, bilden dem ehrlichen

*) 1881. Mrose, Berlin.

Handwerk gegenüber das verächtliche Böhnhasentum. Unzufrieden mit sich selbst und der Welt, spielen sie die Rolle schmähsüchtiger Tadler. Sobald insbesondere ein um ihre litterarischen Verbindungen unbekümmerter, frei und selbständig strebender Mann vor die Welt tritt und Ansichten zu äußern wagt, für welche ihnen die Kapazität abgeht, sind sie mit ihren Erstickungsversuchen hurtig bei der Hand, und das Volk der Philister freut sich dessen mit innigem Behagen . . . Will der Böhnhase in seinem traurigen Geschäft des Nörgelns und Mäkelns einmal recht gründlich zu Werke gehen, so verfährt er, wie folgt. Seine auserwählte Fuchsnatur läßt ihn das Buch oder Büchlein, welches er zu zerarbeiten sich getrauen darf, bald finden, und nun greift er hurtig einige Stellen heraus, welche der Autor nicht ganz vorsichtig behandelt hat. Er legt hinein, was darin zu liegen scheinen kann, kümmert sich übrigens um des Schriftstellers wahre Meinung nicht, steigert die Wahngebilde fehlgreifender Interpretation zur steilen Höhe des Abgeschmackten und Widersinnigen, schreibt sie alsdann schmunzelnd nieder, macht seine schnöden Glossen dazu, nimmt hierbei den Ton stolzer Überlegenheit an, welchen der Unverstand so meisterlich zu treffen weiß, geberdet sich — der Kuppler! — wie ein begeisterter Liebhaber der Wahrheit, greift bisweilen zu jenen kraftvollen Wendungen, welche ursprünglich aus der moralischen Entrüstung geboren und jetzt als Phrasen jedermann geläufig sind, mischt ein wenig Würze bei, oft auch nur dumm gewordenes Salz, und setzt schließlich keck darunter: Quod erat demonstrandum, obwohl ein demütiges *κύριε ἐλέησον* weit passender wäre . . . So bereitet man dergleichen Kohlgerichte, und wie bringt man sie an die Welt? Hier hilft in den allermeisten Fällen die Kamaraderie, welche auch noch ein Übriges thut und vor der Abwehr des Angegriffenen schützt. Giebt es nicht litterarische Herbergen genug, deren Inhaber es nicht nur dulden, daß harmlose Wanderer von ihren ver-

nummten Gesellen hereingeschleppt, verhöhnt, gemißhandelt, gemeuchelt werden, sondern auch dem Überfallenen höchst edel und großherzig die Hände festhalten, daß er sich nicht wehren kann?"

Ist es nun nicht aber geradezu lächerlich und widersinnig, wenn eine Presse, die jedem aufstrebenden Talent mit scharfen Messern begegnet und das ehrliche Schaffen und Ringen eines Autors mit jenen abgedroschenen Phrasen vereitelt, selbst oftmals die abgeschmacktesten und albernsten Erzählungen im Feuilleton bringt? Muß das Publikum da nicht irre werden und sich fragen, ob denn der Kritiker, der rücksichtslos alles verdammt, dem nichts für gut gilt, nach eigenem besten Wissen geurteilt hat? Muß es nicht annehmen, daß ein Blatt, welches derlei scharfe Kritiken unter Genehmigung der Redaktion abdruckt, mit den von ihm gebrachten litterarischen Ergüssen gleichfalls streng verfahren und dem Publikum durch Beispiele zeigen müsse, wie denn die geträumte und als Muster dastehende Litteratur beschaffen sein soll? Aber nein . . . da wird dem Publikum billiges „Machwerk" aufgetischt, Erzählungen, Skizzen und Romane, die mit der Hintertreppen-Litteratur auf gleicher Rangstufe stehen.

Wie gewissenlos Kritiken „losgelassen" werden, mögen auch die beiden nachfolgenden Beispiele beweisen. Eine Redaktion — der Fall ist nicht vereinzelt — sandte an den Verleger eines Lieferungswerkes ein gedrucktes Zirkular, das also nicht in diesem einzelnen Falle, sondern bei hundert und mehr Gelegenheiten verwendet wird, das Schreiben enthielt:

„Sie sandten mir von dem in ihrem Verlage erschienenen Werk . . . . nur die 1. Lieferung und versprachen bei Übersendung derselben, der Redaktion meiner Zeitung die Fortsetzung zugehen zu lassen, wenn eine günstige Besprechung erfolge.

Nachdem dies ihrem Wunsche gemäß geschehen, darf ich wohl um eine recht baldige Zusendung der Fortsetzung bitten" ꝛc. —

Vor einigen Jahren referierte ich über eine Theatervorstellung; nach einigen Wochen kam mir ein kleines Provinzialblatt in die Hände, zufällig warf ich den Blick auf die Theaterkritik. Ich las und las, das kam mir so bekannt vor, . . . es waren meine Worte; meine ganze Kritik von damals war wortgetreu abgedruckt, nur der Titel des besprochenen Stückes war ein anderer und demgemäß umgearbeitet, gleichfalls hatten auch die Namen der mitwirkenden Personen eine Änderung erfahren, sonst aber war alles dasselbe, der gleiche Tadel und das gleiche Lob über die Mitspielenden, dieselbe Kritik über das Stück, obwohl dieses eine Posse, das von mir s. Z. besprochene aber ein Schauspiel war.

Für so gewissenslos hatte ich aber selbst die Kritiker des kleinsten Winkelblattes nicht gehalten.

Man lese einmal die lokalen Berichte in den Zeitungen, um zu sehen, wie es den Theater- und Musik-Aufführungen in den kleineren Provinzialstädten ergeht; in den meisten Fällen wird jede, selbst die schlechteste Leistung belobhudelt, weil der Verleger der Zeitung von den betr. Gastwirten, in deren Räumen die Kunst geboten wird, mehr oder minder abhängig ist, es ist ein Geschäft auf Gegenseitigkeit, Beweihräucherung hüben, wie drüben. Da wird dann erzählt, wann das Konzert oder Theater angefangen, wer da gewesen, wie die Temperatur war, wann der Schluß erfolgte, etwas über Speisen und Getränke u. s. w. Die Hauptsache, die Kritik der Aufführung, wird mit Stillschweigen übergangen — aus den angeführten Gründen und zum Segen der Menschheit.

Nicht selten wird in kleineren Städten das Amt des Kritikers pensionierten Beamten oder solchen Leuten übertragen, deren Beruf nicht die Lebensbedürfnisse einbringt und die daher gezwungen sind, einen Nebenerwerb in ihren freien Stunden zu suchen; ob der Betreffende nun die von einem Kritiker zu verlangenden Fähigkeiten besitzt oder nicht, danach wird in wenigen Fällen gefragt.

Und diesen Leuten steht dann das Recht zu, über den Wert oder Unwert einer Aufführung oder eines Buches zu urteilen, obwohl sie oftmals keine Idee von dem haben, was sie besprechen sollen.

Jene „Berufskritiker" aber, die über die Leistungen dieser oder jener Künstlerin in die Lobposaune stoßen, um eine gewisse Gunst zu erlangen und die, wenn ihr Ziel nicht erreicht wird, den Spieß umdrehen und mit Schmähungen laut den Namen der Künstlerin besudeln wollen, gehören zu der gemeinsten, elendesten Rasse. Leider hat man häufig Gelegenheit, diese Beobachtungen immer und immer wieder zu machen.

Und dann die Musikreferate! Alles schablonierte Phrasen, einige Fremdworte: Verve, Tremolieren, Attitüde 2c. voila tout! nun man kennt das ja.

Gewissenhafte, befähigte Kritiker erweisen der Litteratur und der Kunst einen großen Dienst, wenn sie gerecht und immer in den Grenzen des Anstandes bleibend urteilen. Vor allem aber sollten die „Schmarotzer" unter den Kritikern ausgerottet werden und das Publikum müßte nicht alles mit fabelhafter Ausdauer über sich ergehen lassen.

So aber ist es nur zu wahr, was La Bruyère über die Kritik sagt:

„Wär ein Werk noch so vollendet, es löste sich doch durch die Kritik auf, wenn sein Verfasser allen Rezensenten Glauben schenken wollte. Denn jeder nimmt die Stelle heraus, die ihm am wenigsten gefällt."

Der Briefkasten der Zeitschriften und Tageblätter — der meistenteils selbst erdachtes, fades Zeug enthält, für das Publikum aber Glauben machen soll, daß alles auf Wahrheit beruhe — giebt doch dem Publikum zur Beobachtung Gelegenheit, wie rücksichtslos, ja selbst mit welcher Grobheit die Redaktionen mit ihrem Leserkreis „anscheinend" verfahren, von dem sie erwarten, daß er treu und anhängend bleibe und all das Gebotene über sich ergehen lasse. Natürlich sind derlei

Grobheiten, die auf Anfragen eines fingierten Lesers erfolgen, in anscheinend humoristisch sein sollendem Ton gegeben, um den Briefkasten „interessant" zu machen. Leider sind vielfach die Leser der Meinung, daß die Anfragen auf Wahrheit beruhen.

Trudchen B. in X. oder „Haidekraut" in Y. sendet — in der Einbildung des Briefkasten-Fabrikanten natürlich — ein Gedicht ein. In der Antwort heißt es:

„Sie himmeln uns schon wieder an und müssen jedenfalls glauben, daß wir für sie besonders viel Zeit flüssig haben. Ihr Gedicht ist albern und grenzt an Wahnsinn; wenn eine Stelle in Dalldorf frei ist, werden wir nicht ermangeln, Ihnen baldigst die Nachricht zu übermitteln. Sie singen:

Die Lerche, sie steigt in die Lüfte
Und schreiet vor Liebesweh (!)
Es giebt ja noch immer hier Grüfte
Und einen verschlingenden See.
Ich stürze hinein und — ertrinke,
Er (?) hat mich verlassen zur Stund'
Der Boden weicht schon, ich sinke,
Mein Herz ist mir ja so wund.

Also der Boden weicht und sie sinken, weil ihr Herz so wund ist, sie stürzen sich in die Tiefe, weil „er" (?) sie verlassen hat. Das ist ja grausig! Aber so stürzen sie doch, sie sollen auch unser Mitleid haben, aber kommen sie nicht wieder „hoch".

Armer Pegasus, armes Haidekraut!

Hier noch ein Beispiel:

„Christine. Weil heute gerade Sonntag ist, wollen wir Ihnen und vielleicht auch unseren Lesern eine kleine Freude machen, indem wir hier einen Teil Ihrer tragischen Ballade reproduzieren. Sie dichten:

— Nun folgt ein entsetzliches „Machwerk", das ich nicht wiedergeben will, weil mir der Raum zu schade ist. Zum

Schluß heißt es als Antwort der Redaktion: „Damit genug des grausamen Spiels! Christine! Christine! —

O dichtest du so fort, auf alle Fälle,
Winkt dermaleinst Dir — eine Gummizelle!

Ob das nun etwa Humor sein soll?

Ob sich die Redaktionen denn nicht sagen, daß sie sich nur mit derlei Gefühls-Äußerungen schaden? Wenn es aber ein Publikum giebt, das hierüber lächeln kann, so ist es nur unendlich zu bedauern, gleichwie die Redaktionen zu verurteilen sind, ihren Lesern ein solches oder ähnliches Gewäsch vorzusetzen.

Zum Schluß dieses Kapitels, das noch lange nicht erschöpft ist, möchte ich noch die „Bücher-Gaunerei" erwähnen, die auf Kosten der Verleger getrieben wird. Es giebt eine Anzahl Blätter, die zur Einsendung von Manuskripten und Werken zwecks Besprechung **auffordert**, man sieht dann aber oft weder Kritik noch Buch. Die Sendungen fallen gleich dem Antiquar zu, unbesehen oft, oder sie werden auf irgend eine andere Weise zu Geld gemacht.

Dieses Verfahren ist Diebstahl, so gut, als wenn man jemandem unter Vorspiegelung einer gewissen Aussicht etwas abschwindeln wollte, um das Erhaltene einfach, ohne eine Gegenleistung zu thun, für sich zu verwerten. Wenn ein Buch aus irgend einem Grunde nicht zur Besprechung gelangt, so sollte die Redaktion wenigstens die Anständigkeit besitzen, das *erbetene* und ihr anvertraute Buch wieder zurückzusenden, event. auch auf Kosten der Verleger, vorausgesetzt, daß sie nicht von vornherein die Absicht zu beschwindeln hatte.







Aufstrebende Talente.

„Es giebt so viel Talente und so wenig Genies klagt man. Vielleicht fehlt es uns gerade an Talenten, das Genie zu entdecken."

(Roderich.)

„Die glänzenden Blätter der Litteraturgeschichte sind beinahe durchgängig zugleich die tragischen. In allen Fächern bringen sie uns vor Augen, wie in der Regel das Verdienst hat warten müssen, bis die Narren ausgenarrt hatten, das Gelag zu Ende und alles zu Bette gegangen war: Dann erhob es sich wie ein Gespenst aus tiefer Nacht, um seinen ihm vorenthaltenen Ehrenplatz doch endlich noch als Schatten einzunehmen.

(Schopenhauer.)







„Dem Dichter ward ein karges Los; die Nüchternen verhöhnen ihn, es kehrt die Welt sich ab von ihm . ." Das Feld unserer Litteratur wird von einer Anzahl „Auserwählter" beherrscht, die mit der größten Anstrengung bemüht ist, dem Publikum soviel Speise vorzusetzen, daß es satt ist, bevor noch ein anderer Schriftsteller, der vielleicht nicht minder befähigt ist als jene, ihm auch etwas geistige Nahrung vorzusetzen wagt. Es ist bewundernswert, mit welcher Virtuosität diese Auserwählten oftmals ihre Phantasie auszupressen versuchen, um das Publikum nicht aus dem Geschmack zu bringen und um nicht andere Talente aufkommen zu lassen. — Andere Talente? — Wo sind sie denn? erwidert man mir.

Es giebt Schriftsteller, wie Sand am Meer. Schriftsteller, die gelesen zu werden verdienen und unendlich viele, die sich immer mehr zusammen rotten, um eine einzige große Landplage zu werden; da wäre es nun eine schöne Aufgabe des Publikums, vermöge seines unparteiischen Urteils — ohne jegliche Sonderinteressen — mit zu helfen, die „wahren" Talente zu unterstützen, ihr Streben zu fördern, anstatt zu unterdrücken, kurz, auch anderen Stimmen einmal Gehör zu schenken.

Wer wird heutigen Tages Schriftsteller?

Jeder Stand liefert seine Opfer, und jeder dieser Schriftsteller glaubt ein Stern am Litteratur-Himmel zu werden, schimpft auf alle Welt, die nicht seine Geistesprodukte lesen will und verachtet schließlich nach allem Fehlschlagen die Litteratur und das undankbare Publikum. Zeitungsredaktionen können dieses Lied wohl am besten in allen Variationen singen,

und es ist ein wahres Glück, daß nicht alles, was geschrieben wird, im Druck erscheint.

Aber unter dieser Vielschreiberei leiden begabte, strebende Kräfte, die der Litteratur zur Ehre gereichen könnten, wenn sie nicht mit jenen Schriftstellern, die von der Laune und Eitelkeit geboren werden, über einen Kamm geschoren würden.

Das „Durchdringen“ ist zu schwer, man macht dem Streber gerne noch bevor er sich erhebt den „Garaus“.

Man kann die Laufbahn so mancher Schriftsteller verfolgen und daraus ersehen, mit welchen Schwierigkeiten zu kämpfen ist, um in die Öffentlichkeit zu dringen und die Gunst des Publikums und der Kritik zu erhaschen.

Betrachten wir einmal die Schicksale eines noch unbekannten Litteraten. Um in die Öffentlichkeit zu gelangen, wendet er sich mit seinen Erzeugnissen in den meisten Fällen zuerst an ein Blatt, denn seinen Namen auf einem Buch zu lesen ist für „unbekannte Größen“ ein Ziel, das noch in weiter Ferne liegt. Also das Manuskript, das die höchsten Hoffnungen verwirklichen soll, geht ab und es folgt die Zeit der Erwartung zwischen Hangen und Bangen. Wochen vergehen, da endlich kommt auf wiederholte Reklamation das Manuskript zurück. Ein gedrucktes Schreiben, das Kälte und Unnahbarkeit verrät, liegt bei, es sind einige Höflichkeitsfloskeln, die besagen, daß die Arbeit leider für das oder das Blatt nicht geeignet sei. Er versucht wieder und wieder, aber immer erhält er dasselbe Resultat, er muß sogar erkennen, daß sein Manuskript überhaupt nicht geprüft oder nur flüchtig beachtet worden ist. Wenn es ihm nun aber durch Protektion gelungen ist, einen Roman oder eine Novelle „anzuzubringen“, so geschieht die Aufnahme natürlich nur aus Gefälligkeit und ohne Honorierung, der Verfasser hat ja noch „keinen Namen“, und dann werden auch die Schundromane bekannter Zeitungsromanfabrikanten zu Schandpreisen angeboten. Für einen Roman, der wochenlang das Feuilleton

füllt, wird, wenn es hoch kommt, vielleicht eine Summe von 10 Mark gezahlt oder auch mitunter — garnichts.

Arbeiten in die größeren Zeitschriften gelangen zu lassen ist unendlich schwer und meistens nur durch „höhere“ Protektion zu erreichen; hier sitzt der alte Stamm der Hausschriftsteller, der sich nicht verdrängen lassen will und sein Feld behauptet.

Nun wird man sagen: Die Redaktionen werden so sehr mit Manuskripten bombardiert, daß sie unmöglich Zeit finden können, eingesandte Arbeiten zu prüfen. Zugegeben. Aber handeln nicht Zeitungen und Zeitschriften, die zur Einsendung auffordern, genau ebenso? Müßten diese Redaktionen, die sich „Ansichtssendungen“ erbitten, nicht gewissenhafter mit den anvertrauten Manuskripten verfahren?

Es wird unendlich viel unreifes Geschreibsel eingesandt — ich selbst habe es seit Jahren erfahren —, aber Redaktionen und Verleger sollten besser prüfen und auch anderen Autoren einmal ihre Gunst zuwenden, als ausschließlich nur ihre Hausdichter zu begünstigen, die das Publikum sehr oft unwillig mit in den Kauf nehmen muß. — Bevor eine Arbeit in Buchform erscheint geht sie meistens erst durch die Zeitung, der Verlag wird eher angenommen, wenn die Arbeit schon im Druck vorliegt. Bei „Berühmtheiten“ hat dieser Modus freilich einen anderen Grund, da kommt einzig und allein die Geldfrage zur Berücksichtigung.

Jeder, der nun aber aus innerem Drange — vielleicht weil er sich berufen fühlt — oder aus Not zur Feder greift und die Flut litterarischer Erscheinungen vergrößern hilft, beherzige, um sich Enttäuschungen zu ersparen, die nachfolgenden Worte La Bruyères:

„Jeder Schriftsteller, der klar schreiben will, muß sich an die Stelle seiner Leser versetzen, sein eigenes Werk wie etwas ihm ganz Neues prüfen, das er zum erstenmale liest, woran er keinen Anteil hat und das der Verfasser seiner Kritik unter=

breitet hätte, und muß sich dann überzeugen, daß man deswegen noch nicht verstanden werde, weil man sich selbst versteht, sondern weil man in der That verständlich ist."

Viele Schriftsteller gehen an ihrer Eitelkeit zu Grunde; sie halten an ihrer Arbeit fest und sind nicht zu überzeugen, daß sie in dieser oder jener Richtung mehr leisten würden, oder aber, daß ihr Talent nicht hinreicht, um die Anforderungen der Litteratur zu erfüllen. Es folgt dann ein angstvolles Ringen nach Glück, Ruhm und Erfolg, bis der vergeblich Strebende zusammenbricht; die Motte umfliegt die Flamme auch so lange, bis sie die Flügel verbrannt hat. — —

„Hat ein Schriftsteller einmal in einer Richtung Erfolg erlangt, so muß er in der Richtung bleiben, oder er setzt seinen Ruhm aufs Spiel. Die Meinung über ihn steht einmal fest, er ist klassifiziert, und das Publikum will sich seine Linien nicht stören lassen. Und wiederum, wenn der Schriftsteller sich wiederholt, dann ereifert sich dieses unvernünftige Publikum über die Dürftigkeit seiner Empfindung." (Lewes.)

Vor einem Jahre lernte ich einen Schriftsteller kennen, der auch vergeblich strebte, er hatte Talente, besaß eine reiche Empfindung und eine gesunde Denkweise, man erkannte seine Leistungen hier und da an, aber trotzdem ließ man ihn nicht aufkommen, er verließ seine deutsche Heimat und wandte sich nach Paris, wo er vor wenigen Wochen in größtem Elend aus diesem Leben schied.

Unter seinem Nachlaß befand sich ein Manuskript, das er in der Verzweiflung schrieb, und trotzdem leuchtet in dieser Arbeit noch ein schwacher Hoffnungsschimmer durch.

Ich gebe das Manuskript hiermit unverändert der Öffentlichkeit, nicht etwa um es als stilgewandt darzustellen, sondern um zu zeigen, welche Gefühle ein redlich strebendes Talent beseelt haben. Möge die kleine Skizze vom Leser milde beurteilt werden. —



Am Wege aufgelesen.

Ein Märchen von ***

Draußen begann es zu dunkeln . . . Der Abend hatte sich herniedergesenkt auf die Erde und die vielen kleinen Kelche der Blumen geschlossen. Durch die laue Nachtluft schwebten einige Falter, in den Wiesen zirpten die Grillen und fern im dichten Gesträuch schlug klagend eine Nachtigall. — Abseits von der Fahrstraße, in der Nähe eines fast verwilderten Gartens stand eine alte, verfallene Bank, auf der ein bleicher, schlanker Jüngling Ruhe für die müden Glieder gesucht. Er hatte den Kopf auf die stützende Hand gelegt und blickte starr, wie träumend vor sich hin . . . Es war . . . ein Dichter!

Ha . . . ich höre höhnisch lachen . . . ein Dichter, der seinen Beruf verfehlt . . . natürlich . . . und jetzt träumt er und malt sich ein verlorenes Glück aus . . . so machen sie's ja alle, diese Poeten „ohne Namen". . . Ohne Namen! . . . Ja, das ist es . . . ohne Namen, das ist die richtigste, die treffendste Bemerkung, und warum hat er trotz seines Talentes keinen Namen, warum? . . . Man läßt ihn eben nicht aufkommen . . . man will es nicht . . . er wird einfach totgeschwiegen. Ist es nicht ein verdienstvolles Werk? . . .

Auch jener Jüngling mit dem milchweißen, bartlosen Gesicht dort auf der Bank hat gestrebt und gehofft . . . aber bei seinem ersten Ausflug hat man ihm die Flügel gebrochen . . . warum? . . . Weil es gar leicht ist einen Neuling, der

4

noch auf schwankem Grunde steht, zu vernichten, ihn von oben herab seine Nichtigkeit fühlen zu lassen. Er hat Talent, gar viele sind davon überzeugt . . . aber man will den prickelnden Reiz empfinden, man ist darin einig, er soll versinken!

Mit hämischem Lächeln hatte man ihm heute eine Kritik unterbreitet und seine Gesichtszüge studiert . . . er hatte sich nur auf die Lippe gebissen und gelächelt . . . Das war zu viel . . . jetzt mußte, jetzt sollte er untergehen.

Alle Welt besprach seine Talentlosigkeit, die das Blatt in allen Variationen gesungen, natürlich, die „öffentliche Meinung" war maßgebend . . . ihr Ausspruch unumstößlich. Selbst prüfen und urteilen — vorausgesetzt, daß man es konnte — wozu das? Ist es doch bequemer mit dem Strom zu gehen, nachzuplappern, was die Anderen sagen . . . und wer wollte sich auch wohl der Gefahr aussetzen, gegen den Strom zu schwimmen . . . darum helfen alle mit vernichten, die geisttötenden Gespräche finden dadurch wieder Belebung.

. . . Es waren tolle Gedanken, die das Hirn des armen, verkannten Poeten durchkreuzten . . .

Die volle Scheibe des Mondes stand schon am Himmel, und noch immer saß der Unglückliche auf seiner einsamen Bank und dachte und sann . . .

Ein starker, sinnbetäubender Duft zog da plötzlich zu ihm, er wandte jedoch den Kopf zur Seite . . . leise ganz leise öffnete sich da eine Blume, die Blätter entfalteten sich mehr und mehr, und aus dem Kelche erhob sich eine winzig kleine Gestalt in grauem Gewande, immer größer und größer wurde sie, jetzt schwebte sie auf dem Erdboden und wandte das Gesicht voll dem Monde zu. O dies Profil! . . . Der Dichter war entzückt, das lichte, elfenhafte Wesen, war es nicht seiner Phantasie entsprungen? . . . Nein, nein, es war Wirklichkeit. Jetzt gewahrte die Gestalt ihn, die Muskeln ihres kleinen Gesichtes schienen zu zucken, dann aber saß sie neben ihm und

schmiegte sich eng an seinen Körper. Ihr schwarzes, langes Haar streifte seine Wange . . . sein Blut geriet in Wallung.

„Bist du nicht glücklich?!“ es war eine leise, weiche Stimme, die noch Teilnahme für ihn hatte, die nach seinem Leid fragte.

Er vermochte nicht zu antworten.

„Schütte dein Herz aus, vielleicht kann ich dir helfen.“

Er wandte den Kopf fort, er wollte sie nicht sehen.

„Wer bist du?“ Zitternd kam es über seine Lippen.

„Die Königin der Nacht . . . nur wenige Minuten ist es mir vergönnt zu leben . . . o sage mir, was dich bedrängt, sage mir, welches Leid dich quält, mein kurzes Leben ist verfehlt, wenn ich nicht glücklich machen, wenn ich keinen Rat erteilen kann.“ —

Seine Augen suchten ihr liebes, zartes Gesicht . . . zutraulich legte sie ihren weißen Arm um seine Schultern, und dann . . . dann begann er zu erzählen . . . sein ganzes Leid . . . sein übervolles Herz schüttete er aus, sie war die Erste, die nach seinem Unglück fragte, die bereit war, ihn zu trösten.

. . . Er hatte geendet . . . seine Augen blitzten, es wurde ihm so leicht ums Herz.

Und nun hörte er wieder ihre melodische Stimme, sie versuchte ihn zu trösten.

„Ist es nicht naturgemäß, daß die Menschen also denken, wie du erzählst, darf man sie darum so sehr hassen, bemitleide sie, denn sie sind so unendlich schwach, sie können das Lob eines Anderen nicht vertragen, sie können ihrem Mitmenschen nicht neidlos ein Glück gönnen . . . Das ist es, drum bemitleide diese kleinlich denkenden Naturen. Sobald sie etwas Gutes, etwas Schönes gewahren, so mahnt ein instinktives Gefühl sie, es zu vernichten . . . oder es an sich zu reißen . . . sieh dich doch um in der Natur. Sobald die Knospe sich zu entwickeln beginnt, wird sie gebrochen, vielleicht erfreut sie einige Minuten, dann aber stirbt sie hin, nur

wenigen Blumen ist es vergönnt, sich ganz zu entfalten, nur wenige blühen, bis die Natur gebietet, bis die Natur sie sterben läßt. Und wenn dann die Blätter zerstreut auf dem Boden liegen, dann sucht man sie auf, um sich noch jetzt an ihrem Geruch zu erfreuen . . ."

Sie schwieg einen Augenblick und strich kaum fühlbar über das Lockenhaar des Dichters.

„So ist es auch mit den Menschen", fuhr sie fort, „sobald sich ein Talent zu entfalten beginnt, ist es bedroht vom Neid der Menschen, die ihm das Glück nicht gönnen, sie vernichten es in seiner Blüte, damit sein Streben gehemmt ist. Und wenn einigen Wenigen das Glück vergönnt wird, bis zu ihrem Ende zu schaffen und zu wirken, dann sammeln die Menschen seine Früchte gleich Rosenblättern auf . . .

Schau dich um in der Tierwelt, ist nicht jedes Tier bedroht, sobald es sich aus seinem sicheren Winkel entfernt? sind nicht überall Fallen gestellt, die nach seinem Leben trachten? . . . Sobald der junge Künstler sich aus seiner Atmosphäre, aus dem Kreis der ihn umgebenden Menschen entfernt, sobald er sich aufschwingt aus dem Alltäglichen, dann lauern auch für ihn überall die Fallen, die ihm Verderben bringen sollen. Dem strebenden Talent wird immer nachgestellt; es kann sich nicht mehr wohl fühlen im Kreise der ihn nicht verstehenden Gesellschaft, es hat das alltägliche Gewand von den Gliedern gestreift und will höher hinauf immer höher, wohin seine früheren Gefährten nicht folgen können, darum eben helfen sie alle mit, um ihn totzuschweigen, ihm zu schaden . . .

Nimm meinen Rat . . . Wappne dich gegen jeden Angriff, sei immer, wo du dich auch befindest, auf jede Gefahr vorbereitet und schlage die dich grundlos Bedrohenden mit ihren eigenen Waffen, kümmere dich so wenig als möglich um das seichte Geschwätz der Neidenden, dann werden sie am ersten still . . . ein wirkliches Talent werden sie nur selten

stumm machen, denn sein eigenes Können ebnet ihm von selbst die Bahn, nur nicht verzagen, sondern vertrauen. Der plötzliche Erfolg wird die Neider alle schweigen heißen, sie werden das Gegenteil von dem, was sie früher waren; die Katzen ziehen ihre Krallen ein, wenn sie merken, daß sie nichts erreichen, sie werden zu lecken beginnen bis ihnen die Zunge trocken wird".

Leise erhob sich die lichte Erscheinung, berührte sanft die Stirn des jungen Dichters und schwebte wieder zurück in den Kelch der Blume.

Träumte er denn? . . . er griff an seine schmerzende Stirn, doch nein, er wachte . . . ja, es mußte Wirklichkeit sein . . . Jetzt stand er dicht vor der Blume und reckte den Arm, seine dünnen Finger legten sich um die Blume . . . aber was wollte er denn? War er denn nicht selbst wie alle die Anderen, wollte nicht auch er die Blume vernichten? . . . Nein, nein, er wollte sie nicht brechen, nur ihren Duft, ihren süßen berauschenden Duft wollte er einsaugen . . . dann wankte er durch die stille Sommernacht seinem einsamen Heim zu. —







Sensationsbroschüren.

„Thorheit herbem Spott zu weihen,
Hält Satyre streng Gericht!
Thorheit lächelnd zu verzeihen,
Hat Humor die schöne Pflicht.“
(Bormann.)







„Belletristik verlegen? Guter Freund, das wäre ein Schritt weiter ins Verderben, wer liest denn heute überhaupt etwas von unbekannten Autoren, und wie soll ich mir Käufer für das Buch verschaffen?"

Der Schriftsteller lächelte gezwungen, er wußte auf die Lamentationen des Verlegers nichts zu erwidern, denn der Mann mußte wissen, daß keine Bücher mehr gekauft werden.

„Aber wie in aller Welt soll ich mir denn helfen", wagte der Schriftsteller zaghaft einzuwenden, „ich kann doch unmöglich warten, bis das deutsche Publikum nicht allein nur Bücher von unseren berühmten Geistesheroen liest, sondern auch dem „Unbekannten" das Wort gönnt."

Der Verleger schmunzelte.

„Schaffen Sie eine neue, originelle Idee . . . machen Sie meinetwegen unsere „Berühmtheiten" lächerlich, es ist das ja eine Kleinigkeit, etwas Skandal wird vom Publikum geliebt."

„Das wäre", das Gesicht des Litteraten erhellte sich, „eine Parodie . . . hm! . . . Ja, das wird gehen, à la Mauthner."

„Zieht auch noch nicht genug, Mauthner schreibt seine Parodien, wie er selbst sagt, hauptsächlich „aus Liebe zu seinen berühmten Vorbildern" und nimmt noch zu viel Rücksicht auf seine ungeliebten Muster . . . scharf sage ich Ihnen, übertreiben muß man, das Publikum muß frappiert sein, nicht selbst die Schwächen des lächerlich gemachten Autors herausgefunden zu haben . . ."

„Gut . . . es wird alles lächerlich gemacht . . . alles in den Schmutz gezogen . . . ich werde einen Köder auswerfen, das Publikum muß anbeißen!“ Der Schriftsteller rieb sich die Hände und überdachte seinen Plan. „Ich schreibe Ihnen also eine Persiflage“, sagte er nach einer Pause und blickte fragend den Verleger an.

„Wer soll denn herhalten?“ fragte dieser.

„Nun ich denke, wir beginnen mit den Frauenzimmern, die werden den Klaps am leichtesten hinnehmen, vielleicht mit der Heimburg, der Ballestrem, der Eschstruth oder Marlitt . .“

„Angenommen“, der Verleger holte einen Bogen Papier, um sich das Titelblatt aufzuzeichnen . . . „Beginnen wir mit der Heimburg, kennen Sie die Sachen von ihr?“

„Das nicht“, gestand der Litterat, „ich kenne nur einige Titel ihrer Werke, weil ich keine Frauenzimmerromane lese, aber ich werde irgend ein Buch von der Heimburg durchlesen, das genügt, die Hauptsache ist der Titel und . . .“

„Und, daß die Bücher vom Publikum gekauft werden“, schaltete der Verleger ein.

„Also der Titel?“

Der Schriftsteller sann einen Augenblick nach. „Ich hab's“, rief er endlich: „Aus dem Leben der alten Kaffeelotte“ und „Müllfahrers Guste von H. Eimburg“, so sollen die Bücher heißen.“

„Nicht übel“, entgegnete der Verleger.

„Aber vor allen Dingen schreiben Sie nicht zu viel, zwei Druckbogen reichen hin, auf der Seite braucht nicht viel zu stehen, ich verwende dickes Papier zum Druck und lasse recht große Buchstaben nehmen. Kostenpunkt des Buches 1 Mark. — Das Publikum wird rasend kaufen, und wir machen unser Geschäftchen.“

Er ging in freudiger Erregung auf und ab.

„Für ein effektvolles Titelbild müssen Sie aber sorgen“, sagte der Litterat.

„Natürlich“, erwiderte der Verleger, „unser Publikum kauft und beachtet heute keine Bücher mehr, die nicht von außen wie ein Bilderbuch aussehen; je pikanter der Titel, desto besser.“

Die Beiden reichten sich die Hand und verabschiedeten sich. — — —

Obiges Gespräch führte ich an, um dem Publikum einen Blick hinter die Kulissen zu gewähren, damit es erkennt, wie in den meisten Fällen — es giebt natürlich auch Ausnahmen — die Parodien entstehen, die gleich einer Seuche unseren jetzigen Büchermarkt überfluten; man könnte ein eigenes Schaufenster anlegen, um nur die Persiflagen — gute und schlechte — auszulegen. Und nun die wunderbare Erscheinung, alle tragen ein mehr oder minder künstlerisches Gepräge, weil sie alle auffallen sollen, dabei verdunkelt aber eine Broschüre immer die andere, das Auge vermag zwischen der Zeichnung kaum die verschnörkelte und verdrehte Schrift zu erkennen. Aber was schadet das . . . das Publikum kauft.

Ich will hier nicht die bisher erschienenen Parodien — fast jede Woche erblickt eine solche Broschüre das Licht dieser litteraturunfreundlichen Welt — kritisieren und über den Wert und Unwert derselben sprechen, das würde zu weit führen und nicht zum Zweck dieses Artikels gehören. Thatsache ist, daß Parodien stark gekauft werden und viele Auflagen erleben.

Vor nicht langer Zeit ist wieder eine Persiflage erschienen, „Polnische Knochen“ betitelt. Die „Post“ schreibt darüber:

„Man braucht kein Misogyn zu sein, um die Romane des Fräulein Nataly von Eschstruth, gegen welche sich die obige Satyre richtet (insbesondere gegen „Polnisch Blut“) unausstehlich zu finden. Ossip Schubin (Lola Kürschner) hat dieses widerwärtige Gemisch von Französissch, Englisch und Italienisch schon so stark ausgebildet, daß man eine Übertrumpfung für unmöglich gehalten hätte. Frl. von Eschstruth

hat das Kunststück fertig gebracht, indem sie diesen barbarischen Jargon noch mit polnischen Brocken durchsetzte und überdies ihre Vorgängerin noch an Unnatur und Geziertheit übertraf. — Hoffentlich wird die obige Parodie ihren Zweck erfüllen und demjenigen Teile des Publikums, welches mit rührender Geduld alles über sich ergehen läßt, was die Verleger illustrierter Blätter über ihre Abonnenten verhängen, die Augen öffnen."

Den letzten Satz, der da die Hoffnung ausspricht, daß die Parodie ihren Zweck erfülle, indem sie dem Publikum die Augen öffne, möchte ich denn aber doch bezweifeln. Ich behaupte vielmehr, die Parodie kann der Eschstruth und ihrem Verleger nur nutzen, denn jetzt wird erst recht „Eschstruth" gelesen; wer noch nichts von dieser Schriftstellerin gehört, wird nunmehr bestrebt sein, sich selbst ein Urteil zu bilden. Und die Anhängerinnen — hauptsächlich sind es nur Frauen — werden sich wegen dieser Parodie in den meisten Fällen ihr Interesse für die Verfasserin nicht beeinträchtigen lassen. Eine kurz zusammen gedrängte Parodie karrikiert meistens doch nur in übertriebener Weise; eine vorurteilsfreie Kritik hingegen würde den oben angedeuteten Zweck viel eher erreichen, vorausgesetzt, daß sie vom Publikum gelesen würde.

„Lob ist freilich das Beste; der Tadel grenzet an Feindschaft. Dennoch, linde gesagt, wird er ein honigtes Wort." spricht Herder. Eine sachliche, gerechte Kritik wird eine bessere Wirkung thun, als ein Werk, das Schwächen aufzuweisen hat, durch eine Parodie lächerlich zu machen. — Und nun behaupte ich ferner noch, daß in den meisten Fällen der Verfasser einer Parodie diese nicht allein schreibt, um der Litteratur einen Dienst zu erweisen, sondern in erster Linie die klingende Münze — seinen pekuniären Verdienst im Auge hat, und der letztere Punkt trägt viel dazu bei, daß seine Broschüre nicht das wird, was sie eigentlich sein sollte. — —

Eine besonders gefährliche Sorte der „Sensationsbroschüren"

sind solche, die den Tagesskandel behandeln. Mit möglichst verlockenden Titeln werden sie dem Publikum angepriesen, und das Publikum kauft diese Machwerke, weil es glaubt, sich durch den Inhalt besser informieren zu können. Und was wird geboten? Breitgetretene Zeitungsartikel im entsetzlichsten Deutsch auf Schundpapier gedruckt, man merkt es diesen Broschüren an, daß sie in fieberhafter Hast zusammengestoppelt sind. Der Augenblick mußte ausgenutzt werden, um Geld, möglichst viel Geld zu verdienen. Man kennt diese „Mache“ und man kauft dennoch diese Schriften, das beweist der große Absatz, der mit ihnen erzielt wird.

Nun gibt es aber noch eine Kategorie von Broschüren, die auch dem Augenblick gewidmet ist, die aber nicht zu der zuletzt besprochenen gehört, aber gleichfalls sensationell auftritt. Ich meine solche Schriften, die eine brennende Tagesfrage sachlich behandeln und durch gute Ratschläge zu bessern oder etwas Bestehendes zu ändern suchen. Diese Schriften — es läuft allerdings auch manches Schlechte unter — fechten für die gute Sache. Einzelne Verleger haben sich sogar darauf gelegt, Streitschriften periodisch erscheinen zu lassen, die für manche gute Sache zu kämpfen sich bemühen. Derlei Schriften bauen nicht auf das „Hineinfallen“ des Publikums, sondern wollen es belehren. Ob die vertretene Meinung immer die richtige ist, muß in manchen Fällen dahin gestellt bleiben, die Tendenz ist aber jedenfalls nicht so ohne weiteres zu verurteilen. Das Publikum zeigt sich auch zum Kaufen solcher Schriften sehr geneigt, wenn es auch in letzter Zeit etwas vorsichtiger geworden ist. Man kann aber konstatieren, daß den Streitschriften vom Publikum Interesse entgegen gebracht wird, und es steht zu hoffen, daß derlei „Sensationsbroschüren“ für die von ihnen verfochtene Sache dienstlich werden und in vielen Fällen ihren Zweck nicht verfehlen.







Jugendschriften
und ihre Bearbeiter.

„Für die Jugend ist das Best
gerade gut genug."







Halten wir heute Umschau, wie es mit der neueren Jugendschriftenlitteratur beschaffen ist, so müssen wir gestehen, daß sehr viel geschrieben wird, was für Kinder nicht geeignet ist und oftmals verderblich wirken kann. Jedes Weihnachtsfest gibt Veranlassung, eine Flut von neuen Kinderschriften in die Welt zu schicken, von denen die meisten nicht aus Liebe zur Jugend und Erziehung geschrieben, sondern nur „zusammengehauen" sind, um ältere Bücher durch auffällige, oftmals sinnlose Ausstattung zu verdrängen. Der Zweck wird zum Teil erreicht, die Bücher sind billig — sie sind auf Schundpapier gedruckt — und werfen durch ihr äußeres, prahlerisches Gewand ihre Köder aus.

Es ist beklagenswert, daß Eltern für ihre Kinder nicht sorgsamer die Litteratur auswählen, nicht eingehender diese prüfen, sondern vielfach unbesehen das ihnen vorgelegte Buch kaufen, sobald das Äußere durch möglichst grelle Farben in die Augen fällt. Wie wenig wird der innere Wert beachtet, und doch ist für die Jugend gerade das Beste gut genug.

Jeder Mutter möchte ich zurufen, nicht nach dem Äußeren des Buches, auch nicht allein nach dem Preise, sondern einzig und allein nach dem inneren Gehalt zu wählen, jede Schrift, die sie ihrem Liebling in die Hand legt, selbst zu prüfen und nichts auf leere Empfehlungen hin zu kaufen. Wenn sie ihren Buchhändler kennt und weiß, daß er nicht allein bestrebt ist, ihr ein Buch in die Hand zu spielen, das ihm einen

großen Gewinn bringt, sondern daß er auch vermöge seines Urteils die Jugendlitteratur gewissenhaft verbreitet, dann möge sie ihm trauen. Aber ohnehin prüfe man und behalte das Beste! —

Durch gute Illustrationen kann man früh den Schönheitssinn des Kindes wecken, es stehen unendlich viele Schriften zur Verfügung, die diesen Anforderungen genügen; gegen Karrikaturen aber, die abschreckend wirken und das Auge verletzen, verwahre man sich entschieden. Unsere großen Illustratoren halten sich keineswegs zu gut dazu, auch für die Jugend zu schaffen und fühlen sich belohnt genug, wenn das Kindergemüt erquickt wird und die Kleinen laut aufjubeln über die hübschen Bilder.

In jedem Kinde liegt mehr oder minder der Trieb zum Lesen, und man sollte ihn, wo er auftritt, immer befriedigen, in maßvoller Weise und durch gute Lektüre natürlich. Je nach dem Bedürfnis, dem Verständnis und der geistigen Anlage des Kindes soll man wählen. Märchen, Erzählungen, Schilderungen aus der Geschichte, geographische Bilder, naturwissenschaftliche Schriften, Entdeckungen und Erfahrungen, Biographien berühmter Männer, Reisewerke, kurz aus jeder Wissenschaft ist für die Jugend eine reiche Auswahl vorhanden, man braucht nur zu suchen und zu sichten, überall ist eine Fülle von vorzüglichen Schriften vorhanden, die auf die Seele des Kindes veredelnd wirken kann.

Unsere Jetztzeit wendet sich von dem Märchen ab, weil es „eine unnatürliche Phantasie“ erzeugen soll, und doch ist und bleibt das Märchen für alle Zeiten das Heimatland der Jugend, das Paradies der Kindheit; das Märchen wird alle Geschlechter begleiten, es wird sich von Generation zu Generation vererben.

Hören wir einige Autoritäten! Plato sagt: „Da es schwer ist, eine bessere Erziehung zu finden, als die durch die Länge der Zeit gefundene, so werden wir den Kindern Märchen

erzählen; denn wie wohl diese, um sie im ganzen zu bezeichnen, unwahres enthalten, so ist doch auch wahres darin . . . Wir müssen aber Aufsicht führen über die, welche Märchen und Sagen dichten, und welches Märchen sie gut gedichtet haben, dieses einführen, welches aber nicht, das ausschließen. Die eingeführten aber wollen wir Wärterinnen und Mütter überreden den Kindern zu erzählen, um so sorgfältig die Seele durch Erzählungen zu bilden. Sie sollen ihre Kinder nicht zu fürchten machen, indem sie schlechte Märchen erzählen, als ob nachts gewisse Dämonen, allerlei wunderlichen Fremdlingen ähnlich, sich sehen ließen, damit sie nicht die Kinder zu Feiglingen machen".

Bogomil Goltz sagt: Das Märchen ist der ideale Überrest aus der Kindheit eines Volkes". Und:

„Das deutsche Märchen atmet Religion und Gerechtigkeit, Heimweh und Wanderlust, sein Humor ist voll Mitleidenschaft für das Kleinste; an Mutterwitz und Sittlichkeit übertrifft es die aller anderen Völker . . . Unübertroffen ist es an Laune, Witz und Frische des Herzens. Mit seinem Realismus verbindet es die ideale Bedeutung; es zeigt, wie im unscheinbarsten Gewande, in Demut und stiller Pflichterfüllung das Glück des Menschen verborgen ist. Die Grundgedanken, die es veranschaulicht, sind: Ehrlich währt am längsten; auch das Geringste ist nicht zu verachten; die Ersten werden die Letzten und die Letzten werden die Ersten sein. Der Glaube an Gott und die Unsterblichkeit ist tief lebendig in ihm. Von Geistern ist die ganze organische Natur durchdrungen; sie übertreffen den Menschen an Stärke, Erfahrung und Kunstfertigkeit, doch sie entbehren der Seele und empfinden diesen Mangel so sehnsuchtsvoll und schmerzlich, daß sie das innigste Verhältnis zum Menschen suchen, um sich durch Liebe eine Seele zu gewinnen. Diese naive, tiefsinnige Auffassung gibt dem deutschen Märchen vorzüglich seinen Charakter . . . Es steht endlich im innigen Zusammenhange mit Wald und Gebirge, führt uns da

hinein und tönt von da heraus. Sein Humor stellt den Bruch zwischen der werktäglichen Gewohnheit und der idealen Welt oft ebenso ergötzlich wie tiefbedeutsam dar".

Darum hegt und pflegt das Märchen!

Nicht aber jene Ausgeburten, die vielfach unsere Jetztzeit züchtet, darin ist wenig von dem enthalten, was oben gesagt wurde. Sie sind nur ein schwacher Abglanz von dem, was sie sein sollten.

Prüfet sorgfältig! — —

Obgleich die Jugendschriften wie Pilze aus der Erde schießen, werden die guten Jugendschriftsteller immer seltener. Wie schon erwähnt, ist der pekuniäre Gewinn die Triebfeder, die manchen Schriftsteller und manche Schriftstellerin — diese letzteren fühlen sich am meisten berufen — zur Litteratur für die Jugend treibt. Und aus diesem Grunde wenden sich jene Jugendschriftenfabrikanten — ich sage absichtlich nicht Schriftsteller! — der fremden Litteratur zu, weil ihre Phantasie oft nicht lebhaft genug ist und der Zweck ihrer Ansicht nach ein anstrengendes Denken nicht verlohnt. Cooper, Scott, Ferry, Bird, Maine Raid, Marryat ꝛc. werden „verarbeitet", auf dem Titel steht dann: „nach dem Englischen oder Französischen bearbeitet." Die Bearbeitung besteht aber nur darin, daß irgend eine Übersetzung der betreffenden Schriften vorgenommen und jeder Satz umstellt wird. Es kommen dann oft Satzverdrehungen vor, die mit der deutschen Sprache auf sehr gespanntem Fuße stehen. Einige aus naturwissenschaftlichen Büchern direkt abgeschriebene Skizzen über Land und Leute, über die Tierwelt ꝛc. werden eingestreut, und unbekümmert darum, ob die ganze Sprache der Erzählung für das Alter der Kinder, die diesen Mischmasch lesen sollen, passend ist, wird „fabriziert", und zu Weihnachten fliegt das zusammengestoppelte Buch auf den Weihnachtstisch.

So sieht es mit den „Jugendschriften-Fabrikanten" aus, die sich befleißigen, Schundware zu Schleuderpreisen auf den

Büchermarkt zu werfen; und staunend fragt man sich, wie kann sich der Buchhändler dafür verwenden und wie kann das Publikum solche „Machwerke“ kaufen. Diese „Fabrikanten“ finden ihren Absatz hauptsächlich bei Buchbindern und denjenigen Buchhändlern, die ihren Stand nicht aus Liebe zur Litteratur und deren Pflege vertreten, sondern allein nur, um möglichst hohen Gewinn bei schlechter „Ware“ zu haben. Zum Glück giebt es aber noch Verlegerfirmen, die für die Jugendlitteratur ihre ganze Kraft einsetzen und stetig bemüht sind, der Jugend nur das Beste und Vorzüglichste — was Stoff und Illustrationen anbelangt — zu bieten. Wer kennt diese Firmen nicht? Jedes Kind lernt sie mit dem Titel des Buches auswendig und behält sie im Gedächtnis: Flemming, Spamer, Hirt, Abel, Thienemann 2c. 2c. 2c.

Zum Schluß wollen wir hier noch einige oft schon rezitierte Worte anführen und zur Beachtung angelegentlichst empfehlen.

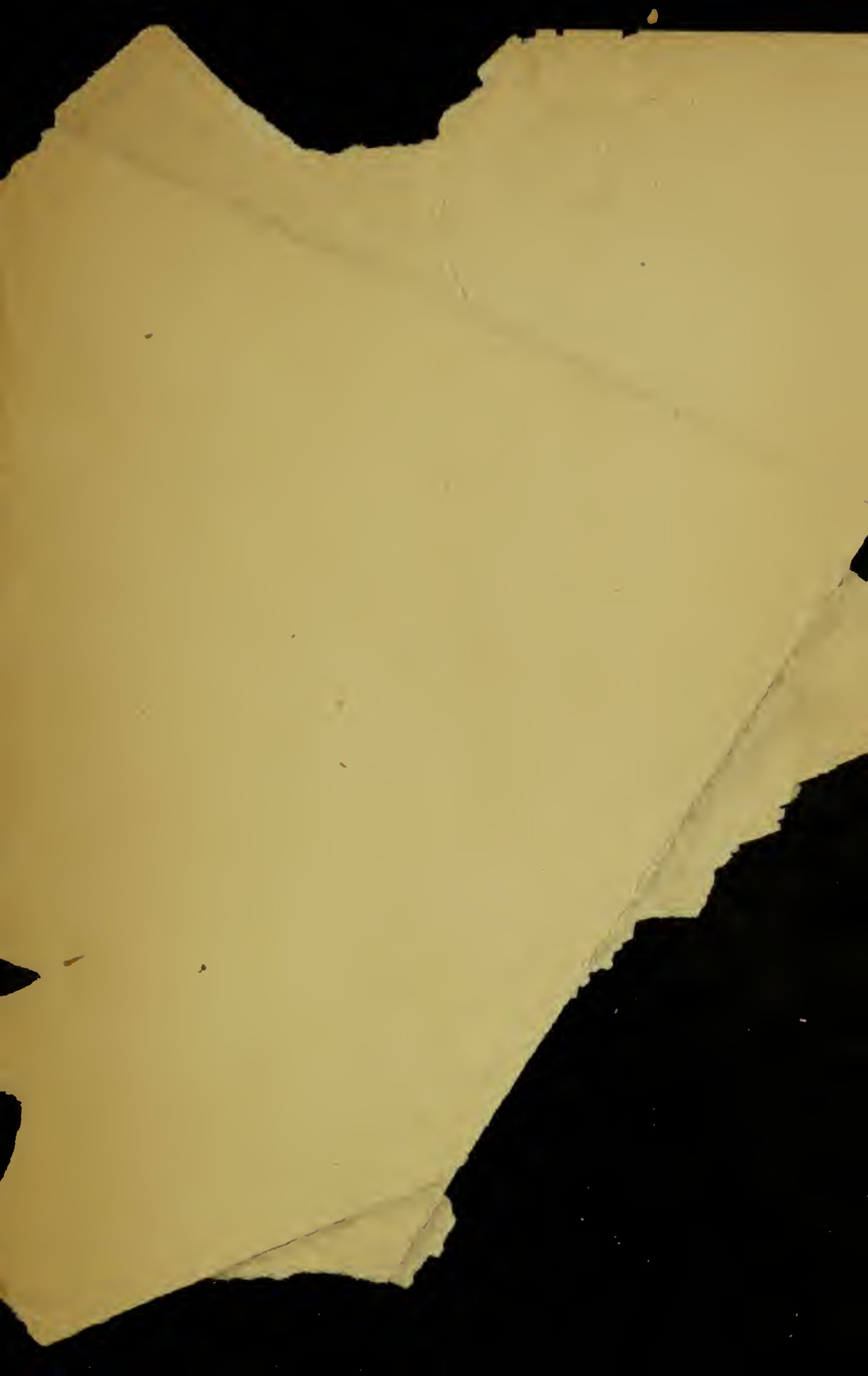
„Die Jugend liest in gewissen Jahren gar gern, aber nicht immer, wie es das veraltete Vorurteil will, lehrreiche Bücher. Im Gegenteil, auch die rührige Phantasie verlangt ihre Nahrung. Moralische Auseinandersetzungen, wenn sie lang waren, haben auch wir in der Jugend schnell überschlagen und sind deshalb nicht zu verurteilen. Aber man vermeide alles, was dem Verstande keine Aufklärung bringt; man vermeide die gewürzreichen litterarischen Schokoladen, die nur die Einbildung reizen und beflecken, ohne zu veredeln; man vermeide das schmutzige Opium der Sentimentalität. Man versuche belebende, anregende Lektüre. Man suche sich ein gesundes, selbständiges Urteil zu bilden, wähle vor allem die Lektüre „für das Haus den Verhältnissen gemäß“.





Druck von Albert Koenig in Guben.







Druck von Albert Koenig in Guben.